Nr. 33. Jahrgang V. Allgemeine Berlin, 14. August 1896.

Israelitische Wochenschrift

Nebst einer wissenschaftlichen Beilage „Jeschurun".

Redakteur: A. Levin.
Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57.
Telephon:
Redaktion VII, 4236. * Expedition VI, 796.

Treu und frei!

Bezugspreis vierteljährlich:
Deutschland u. Oesterreich-Ungarn Mk. 2,00,
alle andern Länder Mk. 2,50.
Post-Zeitungsliste Nr. 108.

Die „**Wochenschrift**" erscheint an jedem Freitag mindestens 20 Seiten (2½ Bogen), der „**Jeschurun**" Mitte und Ende jeden Monats mindestens 4 Seiten (½ Bogen) stark. Zu beziehen durch die Post (Zeitungsliste pro 1896 Nr. 108) oder unsere Expedition.

Inhalt:

Die Messiasidee fin de siècle.

III.

Was war uns Zion während der vielen Jahrhunderte, in denen Israel unter zahllosen Verfolgungen und Unterdrückungen, unter den ungünstigen ökonomischen und sozialen Bedingungen sein Dasein zu behaupten hatte?

Die Litteratur der nachexilischen Epoche durchweht stets eine heiße, nie zu stillende Sehnsucht nach den heiligen Stätten, nach dem Lande, das als das „Land unserer Väter" bezeichnet wird, nach den Ruinen des Nationalheiligtums, welches den Namen „das Haus der göttlichen Gnadenwahl" führte. In dieser Sehnsucht gab sich das religiöse Bewußtsein des jüdischen Stammes, der Schmerz über das Exil und die vielen Leiden, das wehmütige und zugleich beseligende Gefühl, welche ihm die Erinnerung an vergangene Zeiten gab, die Hoffnung auf eine bessere und glücklichere Zukunft — vor allem aber der Mut, im Kampf unverzagt auszuharren und die Fahne, für welche Israel kämpfte und litt, nicht aus der Hand zu geben. Dieser „zionistische" Gedanke, für welchen das Wort aber fehlte, war gleichsam das Lebenselement Israels in der Diaspora, der Inbegriff seiner Ideale und seines geistigen Daseins, der Inhalt seines religiösen Empfindens und seines geistigen Schaffens. Der „zionistische" Gedanke war der Boden, auf dem der jüdische Stamm durch Jahrhunderte leben konnte, während er nirgends eine Ruhestätte fand. Außerdem galt es damals als erste Sorge, Israels ideale Güter aus früheren Jahrhunderten zu sichern, zu einer Zeit, in der in Europa die alte Kultur vernichtet schien und eine neue noch nicht entstanden war.

Das Volk konnte sich natürlich nie ganz darüber klar werden, was ihm der „Zionismus" bedeutete; aber das eigentliche Volk war damals bescheiden und nach jeder Richtung hin opferwillig, im geduldigen Ertragen der ihm auferlegten schweren Lasten sowohl, wie auch in der peinlichen Befolgung aller religiösen Vorschriften und Verordnungen. Dies war sein Ideal, von dem es nicht um Haaresbreite abwich, und diese Lebensanschauung führte dazu, daß in der niedrigen Hütte der armen Juden eine Moral geherrscht, deren Höhe nie in den Palästen erreicht worden ist; daß Zucht und Ordnung in den ärmsten Familien Israels stets zu finden waren; daß sich das Volk freiwillig der Führerschaft seiner geistigen Führer untergeordnet und daß ihm nie der Gedanke gekommen, dem nationalen und geistigen Leben die Signatur seiner Unwissenheit und seiner mangelnden Erkenntnis des Judentums aufdrücken zu wollen.

Und aus diesem Stamm gingen Männer hervor, welche, in den eben geschilderten Traditionen ihres Volkes aufgewachsen, all diese Ideale, welche die großen Massen unbewußt und durch den erziehlichen Einfluß der Gewohnheit gepflegt, poetisch verklärt, philosophisch vertieft und zu einem Blumenstrauß voller herrlicher Blüten von mannigfaltiger Farbenpracht und süßem Duft gewunden. In jenen Anschauungen ist der gottbegnadete Dichter Jehudah ha-Levi aufgewachsen, der das Judentum in unvergleichlicher Weise verherrlicht und zu einer poetischen Idee, schöner als alle weltliche Poesie, gestaltet hat.

Ja, dies war ein Zionist, vor dem wir uns in Ehrfurcht beugen, dem wir huldigen dürfen, der uns stets als ein Ideal vorschweben wird. Alle Empfindungen und Regungen des jüdischen Stammes fanden durch ihn einen bezaubernden Ausdruck, in der Poesie, die er geschaffen, und in dem religionsphilosophischen Buche, das er geschrieben, um das Judentum

zu verklären und selbst den gebildeten Stammesgenossen teuer und lieb zu machen.

Man wird uns dem gegenüber entgegenhalten, daß doch schließlich nicht immer solche singuläre Erscheinungen entstehen können, daß daher auch minderwertige Publizisten das Recht haben müssen, sich für die Sache des Judentums zu begeistern. Dies mag durchaus zutreffend sein. Es kann sich jeder das Ideal des Judentums nach seinen Anschauungen und Empfindungen zimmern; aber wir bestreiten ihm noch immer das Recht, sich an die Oeffentlichkeit zu drängen und zu unserem Führer aufzuwerfen. Ohne genaue Kenntnis des Judentums in dessen geschichtlicher und litterarischer Vergangenheit darf man sich nicht anmaßen, in der Judenheit eine leitende Rolle spielen zu wollen; namentlich halte ich es für gefährlich, der großen Masse ein Schlagwort hinzuwerfen, welches zu nichts verpflichtet und die Juden von ihren eigentlichen Pflichten und Obliegenheiten ablenkt.

Wenn ein europäisch gebildeter Jude sich Mühe giebt, die hebräische Sprache zu erlernen, sich in das Schrifttum unseres Stammes zu vertiefen, die idealen Schöpfungen Israels aus vielen Jahrhunderten zu erfassen: Dann ist dies ein Partikularismus, der dem Juden nützlich ist, aber nicht minder der Allgemeinheit. Denn schließlich ist jede Forschung, jede geistige Thätigkeit der ganzen Menschheit von unermeßlichem Nutzen. Wenn ein Jude, ohne die Fähigkeit für das oben bezeichnete Streben zu besitzen, sich wiederum befleißigt, praktisch in den Ideen des Judentums zu leben, wie es vor Jahrhunderten stets alle Stammesgenossen gethan: Dann ist auch dieses verdienstvoll und wird der Judenheit zum Segen gereichen.

Hingegen ist es nichts weiter als eine krankhafte Erscheinung, eine Entartung des Judentums, wenn sich Leute ohne Wissen und ohne Streben nach Wissen vermessen, ein Wort in die Massen zu werfen, eine Parole, welche inhaltlos und ohne jede moralische Idee einen gewissen Chauvinismus in uns großziehen soll, ein Judentum, das keine Opfer erheischt, das keine Anstrengung kostet, dem man angehören kann auf Grund von lautem Schreien in den Bierkneipen, durch einen Rausch von Phrasen, durch Dummejungen-Streiche. Es liegt eine große Gefahr in einer solchen Bewegung, weil diese, inhaltlos wie sie ist, nicht von langer Dauer sein kann; und dann, wenn die Ernüchterung eintritt, der letzte Rest der noch vorhandenen Spannkraft und der Anhänglichkeit für das Judentum verloren gehen muß.

Was thun die „Zionisten", um das Judentum zu neuem Leben zu erwecken? Haben sie bisher auch nur den Versuch gemacht, die Kenntnis der hebräischen Sprache zu fördern? Sind sie bestrebt gewesen, den jüdischen Familien die frühere Lebensweise wieder zugänglich zu machen? Hat das jüdische Schrifttum eine größere Verbreitung gefunden? Man wird doch nicht im Ernst behaupten wollen, daß durch die Herausgabe eines Monatblättchens, das kein zivilisierter Mensch ohne Ekel lesen kann, das Judentum gefördert würde? Es ist dies bisher weiter nichts als ein studentischer Ulk gewesen, der allen ernsten Bekennern des Judentums ein Aergernis geben mußte.

Weil uns die Erinnerung an Zion lieb und teuer ist, wollen wir sie nicht in die Kneipen zerren lassen; weil uns das Judentum eine lebensvolle Idee ist, wollen wir nicht dulden, daß sich Narren und Schelme seiner bemächtigen, um ein Extraprofitchen für sich herauszuschlagen; weil wir trotzdem und alledem an die Zukunft Israels glauben, wollen wir nicht diese Zukunft einigen zudringlichen Schreiern anvertrauen oder in Utopien auf feuilletonistischer Basis aufbauen lassen. Es mögen Männer aufstehen, welche für dieses Amt ihren Befähigungsnachweis erbracht, die durch ein Leben voll uneigennütziger Thätigkeit und ernsten Strebens, der Erforschung und der praktischen Bethätigung des Judentums gewidmet, sich als Führer legitimieren können. Voller Freude werden wir sie begrüßen und ihnen Gefolgschaft leisten. Bis aber solche Männer in Israel erstehen, müssen wir wachen, daß unser geistiges Erbe von unfähigen Charlatanen nicht auseinander getragen oder profaniert werde. Es ist eine Ruine, die uns geblieben. Können wir das Gebäude wieder neu aufführen lassen, um so besser; aber so lange dies noch nicht möglich ist, dürfen wir nicht dulden, daß diese Ruine, an die sich die Erinnerungen einstiger Größe knüpfen, beschmutzt werde.

Die messianische Idee bedeutet die Hoffnung auf die Zukunft Israels, die sich jeder nach seinem Empfinden und Denken vorstellen mag. Aber diese Idee darf nicht zu einer Farce herabsinken, zu einem modernen Reporterstückchen. Vor allem fort mit den Vereinen, „wo man die Vorzeit parodiert," um mit Heine zu reden. Das Judentum besteht im Wissen und in einem Leben voller Entsagung und Pflichten. Mit den modernen Phrasen und durch Wortmacher wird es nicht gepflegt, und vor diesem Gamaschenrittertum müssen wir uns in Acht nehmen. Diesem rufen wir die Worte Gabirols zu:

Was nützt die Thräne? Eitel Lug!
Was bürgt die Hoffnung? Blassen Trug!
Ich soll an Balsams Kraft gesunden —
Und kranke schon an Todeswunden.

Dr. S. Bernfeld.

Von Hirsch bis Breuer.

II.

M. Frankfurt a. M., den 8. August.

Dr. Breuer, Hirschs Nachfolger, steht prinzipiell, wie wir in unserem ersten Artikel gezeigt, in einem gewissen Gegensatz zu Hirsch. In prinzipieller Beurteilung spricht das aber mehr zu Gunsten Breuers als Hirschs. Breuer war der streng konsequente Hirsch, während bei Hirsch eine gewisse, fast möchte ich sagen: liebenswürdige Inkonsequenz nicht wegzuklügeln ist.

Hirsch hat ja immer die äußerste, starre Konsequenz gepredigt, aber wenn ihm irgendwie eine Konzession wünschenswert erschien, dann verstand er es, mit Hilfe seiner großartigen Phantasie und seiner geradezu virtuosenhaften Dialektik, die Konzession eben als äußerste Konsequenz darzustellen. So hat er bei verschiedenen Gelegenheiten thatsächlich Konzessionen gemacht, das Prinzip unbeugsamer Konsequenz aber blieb immer gerettet. — Schon aus Hirschs Jugend sind einzelne biographische Daten bekannt, die stark in die Farbe der Inkonsequenz hinüberschillern, die er aber sicherlich in

entgegengesetztem Lichte anzuschauen vermochte. Ich will gewiß nicht behaupten, daß er anders gedacht, als gesprochen habe; nein, seine Anschauung stand selbst unter dem Banne seiner alles möglich machenden Dialektik. Wenn, nach dem Talmud, für die Mitglieder des großen Sanhedrin die Fähigkeit Bedingung war, einen offenbar Schuldigen dialektisch als unschuldig darzustellen, so hat Hirsch gewiß die Anwartschaft auf eine Stelle im großen Sanhedrin gehabt. —

Hirsch war in seiner Jugend ein intimer Freund Geigers; er gehörte einem Prediger-Verein an, dessen Mitglieder auch Geiger und Jacob Auerbach waren. — Graetz „Gnosticismus und Judentum" ist Hirsch gewidmet: „Dem Manne fortschreitender Entwicklung des Judentums." Und Graetz, der Historiker, war doch wohl ein Mann des Urteils! — In Oldenburg hat Hirsch das „Kol-nidre" abgeschafft. In Frankfurt hat sich Hirsch um die alten Frankfurter Minhagim garnicht gekümmert, und das war der Grund, weshalb die Männer von altem Schrot und Korn, wie Moses Mainz, Salamon Geiger, Tewele Bondi u. s. w., nie so ganz mit Hirsch an einem Strange zogen. — In Frankfurt bestanden von uralten Zeiten her kleinere Neben-Synagogen, die einer begreiflichen Ehrfurcht bei den Orthodoxen genossen; Hirsch hat gegen diese Synagogen, zu Gunsten einer strammen Konzentration der orthodoxen Separat-Gemeinde, stets einen schonungslosen Vernichtungskampf geführt. Das ist ja konsequent vom Standpunkte des Rabbiners der orthodoxen Separat-Gemeinde, aber doch von sehr anfechtbarer Konsequenz vom Standpunkte des „Schulchan Aruch," besonders wenn die ganze Separat-Gemeinde die Berechtigung ihrer Existenz davon herleitet, daß die Hauptgemeinde alte Gebete in der Synagoge abgeschafft und die Orgel eingeführt habe — also auch nur Vergehungen gegen Schulchan Aruch und altes Herkommen.

Hirsch hat, gegen den alten Frankfurter Minhag, die Hakkophaus (die Prozession in der Synagoge am Simchas Thora) eingeführt, weil das eine eindrucksvolle Zeremonie ist, weil er überhaupt für das Imponierende und Pompöse ein gewisses Faible hatte. So hat er nach dem Tode Kaiser Wilhelm I. die Synagoge schwarz drapieren lassen, und zugleich als Bestandteil der Trauer-Feier „Hazur tomim" und „Kaddisch" in der Synagoge vorgetragen. — Gegen den im Schulchan Aruch vermerkten Minhag hat er im abnehmenden Monde Trauungen vollzogen. Er war auch der erste orthodoxe Rabbiner, der durch Talar und Bäffchen dem Eindruck seiner Person und Rhetorik nachhalf. — Dr. Hildesheimer hat erst in Berlin sich dazu bequemt, dieses Beispiel nachzuahmen, während er in Eisenstadt zwei Jahrzehnte lang dies als chukkas haggoi von sich wies. —

In Frankfurt, kann man überhaupt sagen, gab es für Hirsch einen eigenen Schulchan Aruch: die Interessen seiner orthodoxen Separat-Gemeinde. „Handle so, daß die Separat-Gemeinde „Adaß Jeschurun" blühe und gedeihe!" — — das war sein kategorischer Imperativ. Daher entstand der berüchtigte Streit mit Rabbiner Bamberger-Würzburg, als die Hauptgemeinde sich bereit erklärte, allen Forderungen der Orthodoxen entsprechend Synagoge, Tauchbad, Schechita u. s. w. unter Leitung eines notorisch orthodoxen Rabbiners einzurichten. Bamberger-Würzburg, der um ein Gutachten angegangen war, ob man unter solchen Umständen noch die religionsgesetzliche Pflicht habe, aus der Gemeinde auszutreten, hat vom Standpunkte des Schulchan Aruch aus diese Frage verneint. Der gewöhnliche Schulchan-Aruch-Talmudist konnte ja diese Bereitwilligkeit einer der größten Gemeinden, dem Schulchan Aruch entsprechende Einrichtungen zur Verfügung zu stellen, nicht anders als mit Freuden begrüßen. Aber „anders als sonst in Menschenköpfen malte sich in Hirschs Kopf die Welt." Für ihn gab es nur den einen Gesichtspunkt: der Bestand der Adaß Jeschurun ist dadurch gefährdet — und damit war es entschieden, daß jeder fromme Frankfurter Jude die Pflicht habe, aus der altehrwürdigen Gemeinde auszutreten, obgleich diese allen Anforderungen der Orthodoxie nachkommen wollte!! — Auf Vorwürfe, die er Bamberger-Würzburg machte: wie dieser sich erlauben konnte, gegen ihn, den mara di athra (Ortsrabbiner) ein Gutachten abzugeben, hatte Bamberger erwidert: Das Verbot gegen mara di athra zu „paßkenen" sei nur „orach ara" (herkömmliche Sitte) und nicht gesetzliche Vorschrift. Hirschs Dialektik packte den Stier sofort bei den Hörnern: orach ara ist derech erez (Höflichkeit) und derech erez kodem lathora, Höflichkeit stehe noch höher als die Thora!! Man sieht, wie Hirschs Dialektik vor nichts zurückschreckte, wenn es nur den Interessen der Adaß Jeschurun in den Kram paßte. Seine Entscheidung in der Austrittsfrage war also sicherlich eine dialektische Gewalthätigkeit gegen den Schulchan Aruch.

Das war Hirschs vielgepriesene Konsequenz: keine objektive, sondern eine subjektive. Hirschs subjektive Individualität war überhaupt von phänomenaler Unbeugsamkeit. Sein ganzer Kommentar zum Pentateuch ist ein Monument starrköpfiger Subjektivität.

So hatte er es sich in den Kopf gesetzt, die hebräische Sprache rein aus sich selbst zu erklären und abzuleiten, und nicht auf die unheiligen (!) Wurzeln des Arabischen, Syrischen, Phönizischen, Aetiopischen ꝛc. zurückzuführen. Hirsch hatte seine guten Gründe dafür: er verstand diese unheiligen Sprachen nicht. Er machte aber aus dieser Not eine Tugend: Hirsch identifizierte sich mit der hebräischen Sprache, und da er zu den andern semitischen Sprachen keine Beziehungen hatte, sollte auch die hebräische Sprache ganz außer Beziehung zu denselben stehen und bleiben. Der Fuchs, der die Trauben, die zu hoch hängen, für sauer erklärt, war überboten: die sauren Trauben können doch reifen und süß werden; die semitischen Sprachen wurden aber für alle Ewigkeit von der Erklärung der hebräischen Sprache ausgeschlossen. Was Hirschs unbeugsamer Subjektivismus in der Exegese geleistet hat, das ist auch wirklich eine Gewaltthätigkeit für den nüchternen Sprachforscher. Etymologien wie: „kum" „aufstehen," und „jbm" „Schwager" sind etwas gewöhnliches. Behauptungen wie: „eine ätiopische Frau heiraten" (Numeri 12,1) und „unverheiratet sein" sei identisch, werden einfach aus dem Aermel geschüttelt. Es genügt, daß Hirsch erklären will, aber nicht anders kann, also muß es so und nicht anders sein.

So war Hirsch. Aber gerade darum war er der Mann der Frankfurter Orthodoxie. — Frankfurt ist Patrizier-Stadt, und die Frankfurter Orthodoxie ist eine — Patrizier-Othodoxie. Der Patrizier verlangt seine Eleganz, wenn

zu verklären und selbst den gebildeten Stammesgenossen teuer und lieb zu machen.

Man wird uns dem gegenüber entgegenhalten, daß doch schließlich nicht immer solche singuläre Erscheinungen entstehen können, daß daher auch minderwertige Publizisten das Recht haben müssen, sich für die Sache des Judentums zu begeistern. Dies mag durchaus zutreffend sein. Es kann sich jeder das Ideal des Judentums nach seinen Anschauungen und Empfindungen zimmern; aber wir bestreiten ihm noch immer das Recht, sich an die Oeffentlichkeit zu drängen und zu unserem Führer aufzuwerfen. Ohne genaue Kenntnis des Judentums in dessen geschichtlicher und litterarischer Vergangenheit darf man sich nicht anmaßen, in der Judenheit eine leitende Rolle spielen zu wollen; namentlich halte ich es für gefährlich, der großen Masse ein Schlagwort hinzuwerfen, welches zu nichts verpflichtet und die Juden von ihren eigentlichen Pflichten und Obliegenheiten ablenkt.

Wenn ein europäisch gebildeter Jude sich Mühe giebt, die hebräische Sprache zu erlernen, sich in das Schrifttum unseres Stammes zu vertiefen, die idealen Schöpfungen Israels aus vielen Jahrhunderten zu erfassen: Dann ist dies ein Partikularismus, der dem Juden nützlich ist, aber nicht minder der Allgemeinheit. Denn schließlich ist jede Forschung, jede geistige Thätigkeit der ganzen Menschheit von unermeßlichem Nutzen. Wenn ein Jude, ohne die Fähigkeit für das oben bezeichnete Streben zu besitzen, sich wiederum befleißigt, praktisch in den Ideen des Judentums zu leben, wie es vor Jahrhunderten stets alle Stammesgenossen gethan: Dann ist auch dieses verdienstvoll und wird der Judenheit zum Segen gereichen.

Hingegen ist es nichts weiter als eine krankhafte Erscheinung, eine Entartung des Judentums, wenn sich Leute ohne Wissen und ohne Streben nach Wissen vermessen, ein Wort in die Massen zu werfen, eine Parole, welche inhaltlos und ohne jede moralische Idee einen gewissen Chauvinismus in uns großziehen soll, ein Judentum, das keine Opfer erheischt, das keine Anstrengung kostet, dem man angehören kann auf Grund von lautem Schreien in den Bierkneipen, durch einen Rausch von Phrasen, durch Dummejungen-Streiche. Es liegt eine große Gefahr in einer solchen Bewegung, weil diese, inhaltlos wie sie ist, nicht von langer Dauer sein kann; und dann, wenn die Ernüchterung eintritt, der letzte Rest der noch vorhandenen Spannkraft und der Anhänglichkeit für das Judentum verloren gehen muß.

Was thun die „Zionisten", um das Judentum zu neuem Leben zu erwecken? Haben sie bisher auch nur den Versuch gemacht, die Kenntnis der hebräischen Sprache zu fördern? Sind sie bestrebt gewesen, den jüdischen Familien die frühere Lebensweise wieder zugänglich zu machen? Hat das jüdische Schrifttum eine größere Verbreitung gefunden? Man wird doch nicht im Ernst behaupten wollen, daß durch die Herausgabe eines Monatblättchens, das kein zivilisierter Mensch ohne Ekel lesen kann, das Judentum gefördert würde? Es ist dies bisher weiter nichts als ein studentischer Ulk gewesen, der allen ernsten Bekennern des Judentums ein Aergernis geben mußte.

Weil uns die Erinnerung an Zion lieb und teuer ist, wollen wir sie nicht in die Kneipen zerren lassen; weil uns das Judentum eine lebensvolle Idee ist, wollen wir nicht dulden, daß sich Narren und Schelme seiner bemächtigen, um ein Extraprofitchen für sich herauszuschlagen; weil wir trotzdem und alledem an die Zukunft Israels glauben, wollen wir nicht diese Zukunft einigen zudringlichen Schreiern anvertrauen oder in Utopien auf feuilletonistischer Basis aufbauen lassen. Es mögen Männer aufstehen, welche für dieses Amt ihren Befähigungsnachweis erbracht, die durch ein Leben voll uneigennütziger Thätigkeit und ernsten Strebens, der Erforschung und der praktischen Bethätigung des Judentums gewidmet, sich als Führer legitimieren können. Voller Freude werden wir sie begrüßen und ihnen Gefolgschaft leisten. Bis aber solche Männer in Israel erstehen, müssen wir wachen, daß unser geistiges Erbe von unfähigen Charlatanen nicht auseinander getragen oder profaniert werde. Es ist eine Ruine, die uns geblieben. Können wir das Gebäude wieder neu aufführen lassen, um so besser; aber so lange dies noch nicht möglich ist, dürfen wir nicht dulden, daß diese Ruine, an die sich die Erinnerungen einstiger Größe knüpfen, beschmutzt werde.

Die messianische Idee bedeutet die Hoffnung auf die Zukunft Israels, die sich jeder nach seinem Empfinden und Denken vorstellen mag. Aber diese Idee darf nicht zu einer Farce herabsinken, zu einem modernen Reporterstückchen. Vor allem fort mit den Vereinen, „wo man die Vorzeit parodiert," um mit Heine zu reden. Das Judentum besteht im Wissen und in einem Leben voller Entsagung und Pflichten. Mit den modernen Phrasen und durch Wortmacher wird es nicht gepflegt, und vor diesem Gamaschenrittertum müssen wir uns in Acht nehmen. Diesem rufen wir die Worte Gabirols zu:

Was nützt die Thräne? Eitel Lug!
Was bürgt die Hoffnung? Blassen Trug!
Ich soll an Balsams Kraft gesunden —
Und kranke schon an Todeswunden.

Dr. S. Bernfeld.

Von Hirsch bis Breuer.

II.

M. Frankfurt a. M., den 8. August.

Dr. Breuer, Hirschs Nachfolger, steht prinzipiell, wie wir in unserem ersten Artikel gezeigt, in einem gewissen Gegensatz zu Hirsch. In prinzipieller Beurteilung spricht das aber mehr zu Gunsten Breuers als Hirschs. Breuer war der streng konsequente Hirsch, während bei Hirsch eine gewisse, fast möchte ich sagen: liebenswürdige Inkonsequenz nicht wegzuklügeln ist.

Hirsch hat ja immer die äußerste, starre Konsequenz gepredigt, aber wenn ihm irgendwie eine Konzession wünschenswert erschien, dann verstand er es, mit Hilfe seiner großartigen Phantasie und seiner geradezu virtuosenhaften Dialektik, die Konzession eben als äußerste Konsequenz darzustellen. So hat er bei verschiedenen Gelegenheiten thatsächlich Konzessionen gemacht, das Prinzip unbeugsamer Konsequenz aber blieb immer gerettet. — Schon aus Hirschs Jugend sind einzelne biographische Daten bekannt, die stark in die Farbe der Inkonsequenz hinüberschillern, die er aber sicherlich in

entgegengesetztem Lichte anzuschauen vermochte. Ich will gewiß nicht behaupten, daß er anders gedacht, als gesprochen habe; nein, seine Anschauung stand selbst unter dem Banne seiner alles möglich machenden Dialektik. Wenn, nach dem Talmud, für die Mitglieder des großen Sanhedrin die Fähigkeit Bedingung war, einen offenbar Schuldigen dialektisch als unschuldig darzustellen, so hat Hirsch gewiß die Anwartschaft auf eine Stelle im großen Sanhedrin gehabt. —

Hirsch war in seiner Jugend ein intimer Freund Geigers; er gehörte einem Prediger-Verein an, dessen Mitglieder auch Geiger und Jacob Auerbach waren. — Graetzs „Gnosticismus und Judentum" ist Hirsch gewidmet: „Dem Manne fortschreitender Entwicklung des Judentums." Und Graetz, der Historiker, war doch wohl ein Mann des Urteils! — In Oldenburg hat Hirsch das „Kol-nidre" abgeschafft. In Frankfurt hat sich Hirsch um die alten Frankfurter Minhagim garnicht gekümmert, und das war der Grund, weshalb die Männer von altem Schrot und Korn, wie Moses Mainz, Salamon Geiger, Tewele Bondi u. s. w., nie so ganz mit Hirsch an einem Strange zogen. — In Frankfurt bestanden von uralten Zeiten her kleinere Neben-Synagogen, die einer begreiflichen Ehrfurcht bei den Orthodoxen genossen: Hirsch hat gegen diese Synagogen, zu Gunsten einer strammen Konzentration der orthodoxen Separat-Gemeinde, stets einen schonungslosen Vernichtungskampf geführt. Das ist ja konsequent vom Standpunkte des Rabbiners der orthodoxen Separat-Gemeinde, aber doch von sehr anfechtbarer Konsequenz vom Standpunkte des „Schulchan Aruch," besonders wenn die ganze Separat-Gemeinde die Berechtigung ihrer Existenz davon herleitet, daß die Hauptgemeinde alte Gebete in der Synagoge abgeschafft und die Orgel eingeführt habe — also auch nur Vergehungen gegen Schulchan Aruch und altes Herkommen.

Hirsch hat, gegen den alten Frankfurter Minhag, die Hakkophaus (die Prozession in der Synagoge am Simchas Thora) eingeführt, weil das eine eindrucksvolle Zeremonie ist, weil er überhaupt für das Imponierende und Pompöse ein gewisses Faible hatte. So hat er nach dem Tode Kaiser Wilhelm I. die Synagoge schwarz drapieren lassen, und zugleich als Bestandteil der Trauer-Feier „Hazur tomim" und „Kaddisch" in der Synagoge vorgetragen. — Gegen den im Schulchan Aruch vermerkten Minhag hat er im abnehmenden Monde Trauungen vollzogen. Er war auch der erste orthodoxe Rabbiner, der durch Talar und Bäffchen dem Eindruck seiner Person und Rhetorik nachhalf. — Dr. Hildesheimer hat erst in Berlin sich dazu bequemt, dieses Beispiel nachzuahmen, während er in Eisenstadt zwei Jahrzehnte lang dies als chukkas haggoi von sich wies. —

In Frankfurt, kann man überhaupt sagen, gab es für Hirsch einen eigenen Schulchan Aruch: die Interessen seiner orthodoxen Separat-Gemeinde. „Handle so, daß die Separat-Gemeinde „Adaß Jeschurun" blühe und gedeihe!" — — das war sein kategorischer Imperativ. Daher entstand der berüchtigte Streit mit Rabbiner Bamberger-Würzburg, als die Hauptgemeinde sich bereit erklärte, allen Forderungen der Orthodoxen entsprechend Synagoge, Tauchbad, Schechita u. s. w. unter Leitung eines notorisch orthodoxen Rabbiners einzurichten. Bamberger-Würzburg, der um ein Gutachten angegangen war, ob man unter solchen Umständen noch die religionsgesetzliche Pflicht habe, aus der Gemeinde auszutreten, hat vom Standpunkte des Schulchan Aruch aus diese Frage verneint. Der gewöhnliche Schulchan-Aruch-Talmudist konnte ja diese Bereitwilligkeit einer der größten Gemeinden, dem Schulchan Aruch entsprechende Einrichtungen zur Verfügung zu stellen, nicht anders als mit Freuden begrüßen. Aber „anders als sonst in Menschenköpfen malte sich in Hirschs Kopf die Welt." Für ihn gab es nur den einen Gesichtspunkt: der Bestand der Adaß Jeschurun ist dadurch gefährdet — und damit war es entschieden, daß jeder fromme Frankfurter Jude die Pflicht habe, aus der altehrwürdigen Gemeinde auszutreten, obgleich diese allen Anforderungen der Orthodoxie nachkommen wollte!! — Auf Vorwürfe, die er Bamberger-Würzburg machte: wie dieser sich erlauben konnte, gegen ihn, den mara di athra (Ortsrabbiner) ein Gutachten abzugeben, hatte Bamberger erwidert: Das Verbot gegen mara di athra zu „paßkenen" sei nur „orach ara" (herkömmliche Sitte) und nicht gesetzliche Vorschrift. Hirschs Dialektik packte den Stier sofort bei den Hörnern: orach ara ist derech erez (Höflichkeit) und derech erez kodem lathora, Höflichkeit stehe noch höher als die Thora!! Man sieht, wie Hirschs Dialektik vor nichts zurückschreckte, wenn es nur den Interessen der Adaß Jeschurun in den Kram paßte. Seine Entscheidung in der Austrittsfrage war also sicherlich eine dialektische Gewalthätigkeit gegen den Schulchan Aruch.

Das war Hirschs vielgepriesene Konsequenz: keine objektive, sondern eine subjektive. Hirschs subjektive Individualität war überhaupt von phänomenaler Unbeugsamkeit. Sein ganzer Kommentar zum Pentateuch ist ein Monument starrköpfiger Subjektivität.

So hatte er es sich in den Kopf gesetzt, die hebräische Sprache rein aus sich selbst zu erklären und abzuleiten, und nicht auf die unheiligen (!) Wurzeln des Arabischen, Syrischen, Phönizischen, Aetiopischen 2c. zurückzuführen. Hirsch hatte seine guten Gründe dafür: er verstand diese unheiligen Sprachen nicht. Er machte aber aus dieser Not eine Tugend: Hirsch identifizierte sich mit der hebräischen Sprache, und da er zu den andern semitischen Sprachen keine Beziehungen hatte, sollte auch die hebräische Sprache ganz außer Beziehung zu denselben stehen und bleiben. Der Fuchs, der die Trauben, die zu hoch hängen, für sauer erklärt, war überboten: die sauren Trauben können doch reifen und süß werden; die semitischen Sprachen wurden aber für alle Ewigkeit von der Erklärung der hebräischen Sprache ausgeschlossen. Was Hirschs unbeugsamer Subjektivismus in der Exegese geleistet hat, das ist auch wirklich eine Gewaltthätigkeit für den nüchternen Sprachforscher. Etymologien wie: „kum" „aufstehen," und „jbm" „Schwager" sind etwas gewöhnliches. Behauptungen wie: „eine ätiopische Frau heiraten" (Numeri 12,1) und „unverheiratet sein" sei identisch, werden einfach aus dem Aermel geschüttelt. Es genügt, daß Hirsch erklären will, aber nicht anders kann, also muß es so und nicht anders sein.

So war Hirsch. Aber gerade darum war er der Mann der Frankfurter Orthodoxie. — Frankfurt ist Patrizier-Stadt, und die Frankfurter Orthodoxie ist eine — Patrizier-Othodoxie. Der Patrizier verlangt seine Eleganz, wenn

auch von gediegener Solidität. Er ist kein Verächter des Pomps, aber dieser muß in einem gewissen historischen Stil gehalten sein. Der Patrizier will auch die Gegenwart genießen, nur darf sie keinen revolutionären Charakter haben und nicht den alten Traditionen ins Gesicht schlagen. Der Patrizier ist nicht stabil, wie der Aristokrat, er ist zuviel Kaufmann, um die Gegenwart zu mißachten. Aber er will den Stolz auf seine Familien-Traditionen aus der Vergangenheit auch genießen.

So liebt er denn eine Komposition, in welcher Vergangenheit und Gegenwart zur Geltung kommen: entweder die Gegenwart in Kostüm der Vergangenheit oder die Vergangenheit in moderner Einkleidung.

Hirsch war Meister der Kostümierungskunst. Die ältesten Zeremonien und Einrichtungen hat er durch moderne Ornamentik zeitgemäß gestaltet: die koschern Restaurationen und Metzgereien, den Talmud-Unterricht in der Realschule, die Liturgie durch Jaffeschen Chorgesang, Talar, Bäffchen, Prozessionen u. s. w.; er hat aber auch das moderne Leben in traditioneller Einkleidung der Orthodoxie zugänglich gemacht. Dahin gehört die Stellung, die er der modernen Bildung und Wissenschaft in der Schablone der Orthodoxie zuwies; dahin gehören — — die „koschern Maskenbälle," die die orthodoxe Gemeinde im „Zoologischen Garten" abzuhalten pflegt, und dergl. mehr. Für die Frankfurter Patrizier-Orthodoxie, die Orthodoxie in Glacé, war Hirsch der Mann der Prädestination. — Alles dies fehlte dem Herrn Dr. Breuer, und darum war er eben nicht der Mann für die Frankfurter Patrizier-Orthodoxie.

Aus Oesterreich.

O. W. Wien, 7. August.

Seitdem einer ihrer Großen den Ausspruch gethan, daß es einerlei sei, ob fakultativer oder obligatorischer Antisemitismus, befinden sich Mutter Germanias Heldensöhne in einem bedauerlichen Meinungszwiespalt. Es handelt sich auch um keine Kleinigkeit. Ist Judentotschlagen eine nationale Pflicht, sozusagen das A-B-C des Nationalgedankens oder spielt es in den Lehr- und Lernjahren des arischen Deutschen jene Rolle, die etwa dem Zeichner oder dem Turner in unserem Gymnasiallehrplan zukommt, die Rolle eines „freien Gegenstandes", dessen Studium dem Privatfleiß überlassen bleibt.

Das ist die wahre Bedeutung des Unterschiedes zwischen fakultativem und obligatorischem Antisemitismus, jener feinsinnigen Spezifikation, auf die sich dermalen die Führer der Deutschen in Oesterreich soviel einbilden.

Der Jude wird auf jeden Fall totgeschlagen. Das steht einmal fest. Darüber zu rechten wäre widersinnig und höchst überflüssig. Aber der unbefangene Beobachter wird sicherlich einsehen, daß es „dem Juden lieber sein muß, wenn ihn der „fakultative Anti" totschlägt, jener Anti, dem das Judentotschlagen ein feinsinniges Vergnügen, ein ästhetischer Genuß, die liebevolle Beschäftigung seiner Mußestunden bildet". Der Mann geht doch viel zielbewußter, planvoller zu Werk als der obligatorische Antisemit, dem das Judentotschlagen eine brutale, unabweisliche Pflicht ist.

Daraus folgt zur Evidenz, daß die Juden die fakultativen Antisemiten wählen müssen, sonst stecken die obligatorischen allein die Abgeordnetendiäten ein. Und das zu verhindern, ist Pflicht der jüdischen Stimmzettel. Wer solch klaren politischen Gedankengang nicht erfaßt, der ist wirklich auf den Kopf des Herrn Strohbach gefallen.

Aber es verlohnt sich doch, der Sache ein klein wenig näher zu treten. Aus Graz wird neuerdings der Wert des fakultativen Antisemitismus gepredigt. Die Grazer Fakultativen sind nämlich gekränkt, daß sie von den Wiener Obligatorischen nicht voll genommen werden, und sie geben sich redliche Mühe, jene Unbedingten und Unverfälschten eines Besseren zu belehren, die auf Schönerers Bärenhäuten liegen und noch immer Eins trinken und schimpfen. Aus der grünen Steiermark, wo die Kröpfe, die Feichtingers und die nationale Gesinnung so herrlich gedeihen, kommt nämlich die Aufklärung, daß das gegenwärtige Aufblühen des Antisemitismus eigentlich ein Verdienst Dr. Kummers und seines fakultativen Antisemitismus sei. Dadurch sei die Angliederung „Neutraler" an die Nationalpartei ermöglicht worden, und diese Neutralen seien dann durch den freundschaftlichen Verkehr mit antisemitischen Klubgenossen für die Gründe der Antisemiten empfänglicher geworden. So habe der fakultative Antisemitismus die später offene Stellungnahme der Nationalpartei gegen das Judentum und diese wieder als weitere antisemitische „Etappe" das Programm der Deutschen Volkspartei geboren. Mit vielen Worten ist damit der einfache Erfahrungssatz ausgesprochen, daß die Gesinnungskrätze ebenso ansteckend ist, wie andere epidemische Krankheiten, während sich leider nicht behaupten läßt, daß ein Gesunder durch seine bloße Anwesenheit andere gesund gemacht hätte.

Wir sind von dem „Werte" des fakultativen Antisemitismus vollständig überzeugt, in uns hat die Grazer Weisheit ebenso belehrsame als dankbare Adepten gefunden. Uns ist es schon längst klar, welch prächtige Wirkung der fakultative Antisemitismus beispielsweise im Deutschen Schulverein erzielt hat. Hier wurde mit allen Mitteln der Gefahr vorgebeugt, daß etwa einem Judenkind zu viel des deutschen Unterrichtes gewährt werde. Kein Opfer war den fakultativen Schulvereinantis zu groß. Und schmunzelnd müssen die Unbedingten anerkennen, daß man bereitwilligst deutsche Kinder der Slavisierung preisgab, wofern es nur gelang, einem Judenbuben oder einem Judenmädchen die Thüre der Vereinsschule vor der gebogenen Nase zuzuschlagen.

Den schuldigen Mann geht's Grausen an!

In sämtlichen antisemitischen Blättern finden wir erlogene Nachrichten von den Delegiertenversammlungen der jüdischen Gemeinden, in denen die Parole ausgegeben worden ist: „Los von den Deutschen." Das Gesindel ahnt, daß die Juden aufhören, Gourmands des Totgeschlagenwerdens zu sein, daß ihnen nachgerade die Sauce gleichgiltig wird, in der sie für das nationale Festmahl zubereitet werden sollen.

Wir wollen nicht, daß unsere fakultativen Freunde vor den obligatorischen erröten müssen. Wir muten ihnen nicht zu, dasjenige als Sport zu betreiben, was bei Anderen ernste Lebensaufgabe bildet.

Decadence im Judentume?

(Zu den Trostsabbaten.)

II.

In Egypten, wo Israel aus dem Stadium der Familie heraustrat und ein Volk wurde, bestand das Einheitsband der israelitischen Volks-Psyche in der gemeinsamen Abstammung, den gemeinsamen religiösen Vorstellungen, dem gemeinsamen Druck und der gemeinsamen Hoffnung auf Erlösung. — In dieser Zeit war der gemeinsame Druck wahrscheinlich das „Herz" der israelischen Volksseele. Denn das war die sinnlich fühlbare, unmittelbare Gegenwart, während das übrige idealer Natur war und der Vergangenheit oder Zukunft angehörte.

Mit dem Auszuge aus Egypten war dieses Haupt-Element geschwunden, und mit dem stärkeren Hervortreten der gemeinsamen Abstammung trat die Offenbarung und die Eroberung eines Vaterlandes in den Vordergrund. Waren dies auch nicht ganz neue Elemente, in dem gemeinsame religiöse Ideen und in der Hoffnung auf Erlösung auch dunkle Vorstellungen von einem Vaterlande vorhergingen, so muß man doch zugeben, daß dies Vorhergegebene sich zur Offenbarung und zur Eroberung Palästinas nur wie der schwache Keim zur ausgewachsenen stolzen Zeder verhält.

In der Richter-Periode war die Einheit der Volksseele Israels eine äußerst lockere geworden, nur von Zeit zu Zeit konnte ein gemeinsamer Feind, der die zersplitterten Stämme in die Einheit einer Unterjochung zwängte, ein vorübergehendes Band herstellen.

Ein starkes einheitliches National-Gefühl entwickelte sich unter Davids sieggekrönter Herrschaft. Was war da das „Herz" der israelitischen Volks-Psyche? Vor allem der gemeinsame Siegesruhm und der gemeinsame König. Wie sehr das Davidische Königshaus gleichsam das Zentral-Organ der israelitischen Volks-Einheit gewesen, ist schon daraus ersichtlich, daß der „Messias, der Sohn Davids", nicht mehr aus dem Einheits-Ideal Israels geschwunden ist. Und doch war dieses ein ganz neues Element, von dem in der vorhergehenden Zeit naturgemäß keine Spur vorhanden sein konnte.

Zur Zeit Salomos trat wiederum ein neues Element, das bis dahin in anderer Form von nur nebensächlicher Bedeutung war, in den Mittelpunkt des israelitischen Volkslebens: der Tempel zu Jerusalem mit seinem festen Opfer-Kultus.

Dieser Mittelpunkt behielt Jahrhunderte hindurch seine Bedeutung, und er gewann ein solches Uebergewicht im Laufe der Jahrhunderte in der Volksseele Israels, daß „Jerusalem und Zion und der große und heilige Tempel, über dem der Name des Ewigen genannt wurde", ebenso unzertrennlich wie „das Reich Davids, des Gesalbten", mit den israelitischen Volkseinheits-Idealen aller Zeiten verbunden blieben.

Nun versetze man sich — wir überspringen das Zehn-Stämme-Reich — in die Zeit der Katastrophe, die durch Nebukadnezar hereinbrach. Jerusalem erobert, der Tempel zerstört, der Opferdienst eingestellt: was blieb da von Israel übrig? Ein Israel ohne König und Jerusalem, ohne Tempel und Opferdienst, das mußte einem Zeitgenossen Jeremias' rein undenkbar erscheinen. Mit der Eroberung Jerusalems und der Zerstörung des Tempels mußte unbedingt die Prognose auf Untergang Israels gestellt werden.

Und diese Prognose fand ihre Bekräftigung noch in der Wegführung des Volkes aus der Heimat und in dem Heimischwerden Israels in Babylonien. Israel war gestrichen aus der Reihe der Völker, Israel hatte sich selbst als Volk aufgegeben, Israels geschichtliches Leben war also abgeschlossen.

Versuchen wir es, uns in der Gegenwart ein Israel zu denken, das den Sabbat entweiht, das die Festtage nicht feiert, das auch seinen Versöhnungstag aufgiebt, das sich an die Speisegesetze nicht hält, das keine gottesdienstlichen Andachten mit Thoravorlesung u. s. w. veranstaltet, kurz: ein Israel, das alles das, was als Rest vom jüdisch-religiösen Leben noch übrig ist, vollständig über Bord wirft — — können wir ein solches Israel noch als Israel, noch als geschichtlich lebendig, noch als eine geschichtliche Lebenserscheinung uns vorstellen? Gewiß nicht, das ist uns ganz unmöglich. Ebenso unmöglich — und noch viel mehr: weil wir durch die Erfahrungen der Geschichte schon oft von nebensächlichen Lebensäußerungen abstrahieren gelernt haben, was das Geschlecht des babylonischen Exils noch nicht gelernt hatte — ebenso unmöglich mußte es dem babylonischen Exilanten sein, ein Fortleben Israels für möglich zu halten, nachdem Staats- und Volksleben aufgehört hatte und das Zentral-Heiligtum der Vernichtung anheimgefallen war. Das Israel, das trotzdem noch als eine Besonderheit existierte, das war eben — kein Israel. Nur der prophetische Geist des Deutero-Jesaia stemmte sich dieser Tod verkündenden und Tod bezeugenden Anschauung entgegen, und zwar nicht weil er ein „sonderbarer Schwärmer" war, der über die Wirklichkeit verächtlich die Achseln zuckt, sondern im Gegenteil: weil er ein Realist war, weil er die „Idee", die „graue Theorie" geringschätzte und sich an die Logik der Thatsachen hielt. Er durchschaute das Sophisma seiner Zeitgenossen, die „List der Idee", die der Wirklichkeit immer gerne was am Zeuge flickt. Seine Zeitgenossen hatten sich nach dem Muster der letzten Vergangenheit ein Israel in der Idee konstruiert und dieser Idee entsprach freilich das Israel der Gegenwart nicht. Kein Wunder: war ja diese Idee nach dem Muster der Vergangenheit gezeichnet, einer Vergangenheit, die eben durch die Elemente dieser Idee notwendig der Gegenwart schroff gegenüber stand. Die Wirklichkeit zu Gunsten der Idee leugnen — nun, das ist eben „Idealismus", Idealismus, der in der Philosophie in seinem äußersten Extrem zu der Fichteschen Negation aller Realität der Sinnenwelt geführt hat.

Das ist aber eben die Größe unserer großen Propheten, daß sie immer auf dem festen Boden der Realität standen und auch „die Leiter, deren Spitze in den Himmel reicht und auf welcher Engel Gottes auf und nieder steigen, auf der Erde stehend" erschauten.

Das Israel der Wirklichkeit war dem Israel der Idee nicht kongruent — das erkannte auch der Prophet; aber er schloß daraus nicht, daß Israel nicht existiere, sondern er zog den viel näher liegenden, natürlicheren Schluß: die Idee ist falsch konstruiert, oder vielmehr: die Ideen sind wandelbar, die Ideen der Vergangenheit können nicht als Maßstab an die Gegenwart angelegt werden, jede Zeit trägt ihren Maßstab in sich, und was von den Ideen der Vergangenheit den Thatsachen

der gegenwärtigen Wirklichkeit — was, nebenbei gesagt, Tautologie ist, denn nur die Gegenwart ist Wirklichkeit — nicht kongruent ist, das ist „Laub, das dorrt, ist Blume, die welkt, weil ein Sturm vom Ewigen sie angeweht hat.“ Die Wirklichkeit, das Bestehende hat immer Recht gegenüber der Idee, denn „das Wort unseres Gottes besteht in alle Ewigkeit“, — das Kennzeichen für das, was „das Wort unseres Gottes“ ist, besteht eben in seinem ewigen Bestande, in der nie wandelnden Wirklichkeit. Die Ewigkeit ist eben auch nichts anderes als die unendliche Kette der Gegenwarten, die unendliche Reihe der jedesmaligen Wirklichkeiten. Streicht „Wirklichkeit“ und „Gegenwart“ aus der „Ewigkeit“, und was übrig bleibt, ist — nichts. Also ist es auch nur die Gegenwart und die Wirklichkeit, was den Maßstab für das „Wort unseres Gottes“ abgiebt, folglich kann keine Wirklichkeit und keine Gegenwart von irgend einer Theorie ihr Todesurteil empfangen. Israel existiert, also ist die Theorie, die das Israel der Existenz für nicht existierend, für „Nicht-Israel“ erklärt, als falsch zu erklären. Das ist die große, ewig tröstliche Lehre des Propheten, welche in der vielgerühmten, unendlichen Assimilationsfähigkeit Israels begründet ist, welche in den schlimmsten Zeiten, wo Verderben und Untergang unvermeidlich zu sein schienen, den wahrhaft großen Männern Israels als ermutigende Fahne voranwehte, die Lehre: Nicht die Idee, sondern die Wirklichkeit entscheidet über „Sein oder Nichtsein“; die Lehre: So lange Israel existiert, wird es sich, vermöge seines unerschöpflichen „Willens zum Leben“ und seiner nie erlahmenden organischen Gestaltungskraft, die zu seiner Existenz notwendigen volkspsychen Zentral-Organe immer wieder aus sich heraus erzeugen; die Lehre: Israels geschichtliches Leben ist nicht an eine einzelne, starre, unwandelbare Form gebunden, sondern es wechselt im Kampfe ums Dasein die Form, um die Existenz und das Leben fortzuführen.

Aesthetisch groß ist das wohl nicht, aber ethisch groß. Der tragische Heroismus, der mit dem Kopf durch die Wand rennt und lieber untergeht, als seinen Trotz beugt, ist wohl ästhetisch größer. Aber die ethische Größe Israels, die in der Selbstüberwindung begründete Fortdauer und Ewigkeit, geht über die Grenzen des ästhetisch Großen hinaus, denn das Aesthetische setzt Grenzen voraus, verlangt Abgeschlossenheit, Uebersichtlichkeit, Umrahmung, und es ist nur eine Verkennung der Schranken des Aesthetischen, wenn man tragischen Tod höher preist als ethische Fortdauer. Die Größe Israels liegt in seiner für alle Aesthetik zu großen Ewigkeit, gleich der Größe des ästhetisch ebenfalls nicht darstellbaren Göttlichen: „das Wort unseres Gottes besteht in alle Ewigkeit“.

Die Theorie unseres Deutero-Jesaia hatte vor allem den Erfolg, daß Israel nicht an sich selbst verzweifelte, nicht sich selbst aufgab, daß Israel an seine Existenz glaubte und nicht seiner Fortdauer entgegenarbeitete; daß es sich weniger um die „vom Sturm des Ewigen angehauchten, hingedorrten Blätter und hingewelkten Blüten“ bekümmerte, sondern mit der Lebenskraft des vorhandenen Stammes nach Hervorbringung neuen Laubes und neuer Blüten strebte.

Daher kam es, daß, als Babylon von Cyrus erobert wurde, Israels Führer mit erneutem Selbstbewußtsein und verjüngtem Selbstvertrauen die Gelegenheit wahrnahmen, um Israels Lebenskraft zu bethätigen.

Durch die freundliche Gesinnung des Perserkönigs konnte man an die Zurückführung eines Teils der Exilanten nach Jerusalem und den Aufbau des Tempels denken. Wir wissen, wie mühselig das gelang. Erst als durch Esras großartige Thätigkeit die „Lehre Moses“ sich zum Mittelpunkte, zum Zentralorgan des israelitischen Lebens emporarbeitete, gewann auch der Tempel und der Opferkultus wieder an Bedeutung. Diese Bedeutung wuchs, als unter Antiochus Epiphanes die glorreichen Makkabäersiege zur Wiederherstellung des unterbrochenen Opferkultus im Tempel zu Jerusalem führten. Nun entspannen sich die Parteikämpfe der Sadduzäer und Pharisäer, welche als ein Kampf um Hegemonie zwischen dem „Tempel“ und der „Lehre Moses“ angesehen werden können. Die Sadduzäer waren die Priesterpartei, mit denen es gewöhnlich auch die hasmonäischen Könige hielten; die Pharisäer waren die Schriftgelehrten. Einer der Differenzpunkte zwischen den Sadduzäern und Pharisäern war bekanntlich die Unsterblichkeit der Seele, welche erstere leugneten. In den Bemühungen zur Systematisierung der sadduzäischen und pharisäischen Differenzen macht dieser Punkt die größten Schwierigkeiten. Nach unserem Gedankengange ergiebt sich dieser Streitpunkt ganz von selbst.

Die Pharisäer erklärten das alte Volksleben Israels für abgestorben und die neue, durch die „Lehre Moses“ begründete Blüte nur als ein Fortleben der Seele nach dem Tode des Körpers; die „Lehre Moses“ erschien dadurch als die Seele des alten Volkslebens. Die Sadduzäer aber erklärten das wiedererstandene König-, Priester- und Tempeltum als eine einfache Fortsetzung des alten Volkslebens auch dem Körper nach: nicht die Seele, sondern der Körper lebe noch, und es gäbe keine Seele, die einen Vorrang vor dem Körper zu beanspruchen habe.

Wenn man bedenkt, wie sehr man zu jener Zeit alle göttlichen und nationalen Verhältnisse unter den Symbolen des individuellen Lebens zu veranschaulichen suchte, so wird man einen solchen Pragmatismus nicht ohne weiteres abweisen.

Uns kommt es übrigens hier lediglich darauf an, zu zeigen, wie durch Esra und im Pharisäismus ein verhältnismäßig neues Element zur Bedeutung eines Zentralorgans im Seelenleben Israels sich entwickelt hatte, ein Element, vor dem im Deutero-Jesaia, ja noch im Secharia keine Spur nachgewiesen werden kann.

Jerusalem wurde zum zweiten Male erobert, der Tempel zum zweiten Male zerstört, das Volk wurde zerstreut nach allen Richtungen der Windrose, — wiederum stand Israel da ohne Vaterland, ohne Volksleben, ohne Opfer, ohne Priester, ohne Tempel, und auch im Innern ohne Einheit, zersplittert in Parteien, von welchen die mächtigste, die Zeloten, von unauslöschlichem Römerhaß erfüllt war und Kampf bis auf den letzten Mann als patriotische Pflicht forderte. „Ein vom römischen Adler beherrschtes Israel ist kein Israel, darum lieber Untergang als Ergebung“ — das war die Parole der Zeloten.

Aber wieder gab es Männer, welche im Geiste des Deutero-Jesaias über den Parteien und über den Ereignissen das

Vergängliche von dem Ewigen unterschieden. . . . . „Es dorrt das Laub, es welkt die Blüte, aber das Wort unseres Gottes besteht in alle Ewigkeit!“

An der Spitze dieser Männer stand Rabbi Jochanan ben Saccai. Er hatte die Vergänglichkeit des „Laubes“ und der „Blüten“ schon vorausgesehen, als noch „der Sturm vom Ewigen sie nicht herabgeweht hatte“. Er gehörte zwar nicht zu den Römlingen, die dem „Sturm vom Ewigen“ zu Hilfe kamen und zu Verrätern an ihrem Volke wurden. Erst als das zelotische Regime in Jerusalem die Existenz des Stammes bedrohte, flüchtete er zu den Römern, die nur „Laub“ und „Blüten“ niederreißen, aber nicht den Stamm umhauen wollten. Den Männern dieser Schule, die alle aus den Reihen der Pharisäer hervorgingen, war die Unmaßgeblichkeit der Idee, die Wandelsbarkeit der Form, die Deutero-Jesaias einst als etwas Neues gepredigt hatte, eine nur zu geläufige Vorstellung geworden. Sie hatten die Wandelbarkeit der Form noch während des Bestehens der Form kennen gelernt, indem die Form ihren bedeutenden Inhalt verlor und zur leeren, aber unheilschwangeren Formalität wurde. So war unter Herodes der israelitische Königsthron der entweihte Sitz eines ausländischen, königsmörderischen Vampyrs geworden, eine Tod und Verderben unberechenbar drohende Form. Der Tempel, der Opfer-Kultus war die Domäne herrschsüchtiger, unwürdiger, volksverräterischer Priester geworden, — eine bedeutungslose, aber gefahrdrohende Form, weil sie jeden Augenblick Veranlassung zu blutigen Kämpfen mit Rom gab. Für Jochanan ben Saccai und seine Gesinnungsgenossen existierte Israel ohne Volksleben, ohne Tempel und ohne Priester schon lange vor der Eroberung und der Zerstörung des Tempels durch Titus. Verhinderte sie auch die Pietät vor diesen, wenn auch abgestorbenen, aber doch immer ihrem teuren Volke angehörigen Organen, einer Vernichtung durch fremde Macht Vorschub zu leisten, so diente ihre Erkenntnis von der eingetretenen Leerheit und Unwürdigkeit dieser Formen doch dazu, daß sie, als die Katastrophe eintrat, ihre Fassung nicht verloren, sondern mit Geistesgegenwart und Besonnenheit den Forderungen der Wirklichkeit und den Aufgaben der Gegenwart sich hingeben konnten.

Wir wissen, daß unter Jochanan ben Saccai und seiner Schule, wie einst unter Esra, die „Lehre Moses“, jetzt die „mündliche Lehre“, die Tradition, deren Sichtung, Sicherstellung und schließliche Fixierung durch Niederschrift, das Hauptelement, das Zentral-Organ in dem Seelenleben Israels wurde, — ein in dieser Bedeutung wiederum ganz neues Element. Die „dürren Blätter“, die „welken Blüten“ waren abgefallen, der „Sturm vom Ewigen“ hatte sie herabgeweht, der Stamm trieb neue Blätter und Blüten — neu wenigstens inbezug auf die Menge und die Ausdehnung, da nun die ganze Kraft des Baumes ausschließlich diesen neuen Blättern und Blüten gehörte. Ja in der Devise des Deutero-Jesaias trat nur der Nebensinn der Kausalität mit größerem Nachdruck hervor: „Es dorrt das Laub, es welkt die Blüte, damit das Wort unseres Gottes in Ewigkeit besteht.“

So hat Israel die schlimmste Katastrophe überstanden, die einen geschichtlichen Organismus treffen kann: die unbestechliche Ethik Israels, die unauslöschliche Pietät vor der Wirklichkeit war „der Engel, der Israel erlöst hat aus jedem Uebel“. „Israel besteht!“ — das war immer der Obersatz zu allen Schlüssen und Entschlüssen, die gezogen und gefaßt wurden, und aus diesem Obersatz mußte sich alles ergeben. Die letzte Katastrophe im Kampfe zwischen Judäa und Rom war die glänzendste Bestätigung der Deutero-Jesaianischen Theorie des geschichtlichen Empirismus. —

Sollen wir die weitere Geschichte Israels bis auf die Gegenwart unter diesem Gesichtspunkte beleuchten? Das würde uns hier zu weit führen. Auch kann dies dem denkenden Leser überlassen werden. Wie auch die Verhältnisse wechseln, wie tausendfach verschieden auch der geographische Schauplatz und die geschichtliche Situation sich gestaltet: immer und überall steht die Existenz in erster Linie — nicht als Forderung für das ethische Verhalten des Einzelnen, wie die zahllosen Martyrien beweisen, sondern als Thatsache in der religiös-sozialen Beurteilung. Gilt ja in Israel selbst für die Einzelexistenz der religiös-gesetzliche Grundsatz: en loch dowor scheaumed bifne pikuach nepesch, „Es giebt nichts, was bestehen bleibt, wenn das Leben in Gefahr ist“, bis auf Götzendienst, Mord und Familien-Reinheit. Dieser Grundsatz in den vergrößerten Dimensionen geschichtsphilosophischer Spekulation ist der Kern der Deutero-Jesaianischen Theorie. —

(Schluß folgt.)

Wochen-Chronik.

Berlin, 13. August.

— Hieronymus Lorm, wie sich unser berühmter Glaubensgenosse Dr. Heinrich Landesmann nennt, beging am 9. d. M. das Jubiläum seiner fünfzigjährigen litterarischen Thätigkeit und feierte zugleich seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag. Daß er dies Alter, und zwar in voller geistiger Frische erreichte, erscheint fast ebenso wunderbar wie die Thatsache, daß er ein so reiches geistiges Leben führen und in mannigfachen Schriften den glänzenden Beweis dafür liefern konnte. Hat er doch seit vielen Jahren schon auf den Gebrauch der wichtigsten Sinneswerkzeuge, der Augen und des Gehöres völlig verzichten müssen. Blind, taub und durch andere körperliche Leiden an einen Ort gebannt, steht er mit der Außenwelt nur dadurch in Verbindung, daß ihm die Finger treu liebender Angehörigen und verehrender Freunde und Freundinnen ihre Beobachtungen, Erlebnisse, Gedanken, Empfindungen, die Vorgänge auf allen Gebieten des Lebens, ja den Wortlaut der Zeitungen und Bücher durch Zeichen mitteilen, die sie mit der einen Fingerspitze in seine innere Handfläche ziehen und drücken. Und dennoch hat der außerordentliche Mann das scheinbar Unmögliche erreicht, sich innerlich von dem Druck solchen Leidens so zu befreien, daß er sein Leben mit heiterer Resignation erträgt und sich die höchsten Geistesfreuden nicht verkümmern läßt. Das bewundernswerteste Zeugnis dafür liefert Lorms 1894 im Verlage der litterarischen Gesellschaft zu Wien erschienenes Werk „Der grundlose Optimismus“. In der gesamten Presse ist es seiner Zeit eingehend besprochen und seiner hohen Bedeutung, der bahnbrechenden Kraft, der Originalität, Fülle und Tiefe seines Gedankeninhalts entsprechend gewürdigt worden. Vor

fünfzig Jahren erschien Lorms erste Schrift unter dem Titel „Wiens poetische Schwingen und Federn.“ Es ist ein weiter mühe- und leidvoller Weg der geistigen Entwickelung, welchen der Schriftsteller seitdem in diesem halben Jahrhundert zurückgelegt hat und auf dem er trotz aller Hindernisse zu jener Vollendung des sprachlichen Ausdrucks gelangt ist, welche den „grundlosen Optimismus“ in gleichem auszeichnen.

— Die **„Deutschen Wirtshäuser“ in Berlin** zeichnet der Korrespondent einer in Philadelphia erscheinenden Deutschen Zeitung wie folgt: Auf meinen Streifzügen durch Berlin führte mich der Zufall in ein solches Lokal. Eine Anzahl Neugieriger, welche durch die Fenster gafften, hatte meine Aufmerksamkeit erregt; aus dem Innern drang Chorgesang mit Musikbegleitung; die Wände waren von oben bis unten mit großen und kleinen Bildern bedeckt und das Buffet vollständig mit Plakaten behangen. Ich beschloß einzutreten. Die erwähnten Plakate trugen Inschriften, wie:

„Willst Du nach alter deutscher Weise
Ein Stündchen sein im Zecherkreise,
So kehr' im Deutschen Wirtshaus ein,
Dort wird niemals ein Jude sein.“

oder: „Reine Luft —
Kein Knoblauchduft!“

Dieses waren ungefähr die „anständigen“ Verse. Die Bilder waren zotenhafte Karrikaturen-Aquarelle, größtenteils solchen Charakters und mit solchen Inschriften versehen, daß man nicht prüde zu sein brauchte, um schamrot zu werden. Ich folgte einer Einladung des freundlichen Wirtes in das Hinterzimmer, wo ein etwa 40 Mann starker antisemitischer Gesangverein unter einem Dirigenten und mit Begleitung eines kleinen Orchesters aus einem antisemitischen Gesangbuch Gassenhauer sang, die mit den Aquarellbildern in innigster Harmonie standen. Ich mußte mir sagen, daß diese Bilder und diese Verse nicht ohne Geschick berechnet seien und auf gewisse Leute ihre Wirkung nicht verfehlen. Wer wollte von dem, der den Teufel an die Wand malen will, feine Malerei verlangen? Dazu wird das tauglichste Instrument wohl der Kaminkehrerbesen bleiben und dieses malerische Instrument wird hier mit Meisterschaft gehandhabt. In den Antisemiten steckt ein gut Teil Jesuitismus, denn der Zoten- und Gassenhauer-Kultus als Götzenopferspeise beweist, daß man in richtiger Würdigung seiner bewährten Wirksamkeit dem jesuitischen Grundsatz huldigt: Der Zweck heiligt die Mittel. Nachdem ich in dieser Gesellschaft ein Glas Bier getrunken hatte, verließ ich das deutsche „Wirtshaus“ — welches, nebenbei gesagt, durchaus nicht das einzige dieser Art in Berlin ist, — mit Reflexionen darüber, wie es wohl möglich sei, daß in der Stadt der Intelligenz und frommen Sitte ein derartiger Skandal direkt unter den Augen der Regierung und der Polizei unbehelligt geduldet werden kann!!! Welch ein betrübendes Schauspiel ist es doch, wenn zwischen Mensch und Mensch, je nach seinem Glaubensbekenntnisse, nach seiner Abstammung oder seinem Stande, Unterscheidungsmerkmale aufgestellt werden, wenn Fanatiker und Abenteurer aus der Geistesarmut eines von der Lebenssorge niedergedrückten Volkes einen neuen Kultus bilden, dessen wesentlicher Bestandteil die Anspuck-Zeremonie ist, und es ihnen glückt, aus Petroleum und Weihwasser einen Trank zu brauen, an dem die gedankenlose Masse Geschmack findet. —“

— **„Kabbalistisches“** enthalten seit kurzem unsere Tageszeitungen, indem sie die Namen der unter Kaiser Wilhelm II. entlassenen Minister so gruppieren, daß alle möglichen und unmöglichen Worte und Aussprüche entstehen. Der erste „Kabbalist“ las aus den Namen das Kaiserwort „Mit Volldampf voraus!“ ein anderer „Guten Morgen, Lucanus!“ heraus. Nun kommt die antisemitische Presse und stellt die Namen wie folgt zusammen:

von Köller
Graf Herbert Bismarck
Graf Eulenburg
von Friedberg
Bronsart von Schellendorf
von Scholz
Graf Zedlitz
von Maybach
von Schelling
Herfurth
Frhr. von Berlepsch
von Goßler
Graf Caprivi
Fürst Bismarck
von Lucius
von Heyden-Cadow
von Verdy
von Kaltenborn-Stachau

und liest hier: „Kauft nicht bei Juden!“ Unser „Kabbalist“ hat nun die Antwort der verflossenen 18 Minister auf diese Aufforderung gefunden, indem er ihre Namen wie folgt gruppiert:

Heyden-Cadow
Eulenburg
Bronsart von Schellendorf
Friedberg
Kaltenborn-Stachau
Schelling
Maybach
Caprivi
Herfurth
Zedlitz
Scholz
Berlepsch
Köller
Fürst Bismarck
Goßler
Lucius
Herbert Bismarck
Verdy

Die Antwort der Minister lautet: „Antisemitische Meute!“ Q. e. d.

— **Das „Austrittsgesetz“.** Die Befürchtung, daß das Gesetz, betreffend den Austritt aus der Synagogen-Gemeinde vom 28. Juli 1876, manche kleine Gemeinde schädigen werde, findet leider oft ihre Bestätigung. Obschon nach § 1 der Austritt nur wegen religiöser Bedenken erfolgen kann und

§ 2 ausdrücklich vorschreibt, daß der Austretende in Person vor dem Richter seines Wohnortes unter Hinzufügung der Versicherung erklären müsse, der Austritt beruhe auf religiösen Bedenken, so legt sich jeder diese „religiösen Bedenken“ nach seiner Façon zurecht. Wem der Steuerzettel der jüdischen Gemeinde lästig oder der alte Glaube seiner Väter gleichgültig wird, der läuft hin und erklärt seinen Austritt. Zwangsmaßregeln gegen willkürlich Ausgetretene bietet das Gesetz nur wenige und diese lassen sich nicht überall anwenden. Nach § 6 bewirkt die Austritts-Erklärung, daß der Ausgetretene 1) an den Rechten der Synagogen-Gemeinde, welche den Mitgliedern zustehen, vom Tage der Erklärung ab nicht mehr Teil zu nehmen hat; 2) zu Leistungen, welche auf der persönlichen Angehörigkeit zur Gemeinde beruhen, nur bis zum Schlusse des auf die Austrittserklärung folgenden Kalenderjahres verpflichtet ist. — Der Ausgetretene hat zu folgenden Lasten noch ferner beizutragen: a) zu den Kosten eines außerordentlichen Baues, dessen Notwendigkeit vor Ablauf des Kalenderjahres, in welchem der Austritt erfolgt, festgestellt ist, bis zum Ablaufe des zweiten auf die Austritts-Erklärung folgenden Kalenderjahres; b) zur Erfüllung derjenigen Verpflichtungen der Gemeinde, welche zur Zeit der Austritts-Erklärung dritten Personen gegenüber bereits begründet sind, für die Dauer von 5 Jahren: c) zur Teilnahme an den Lasten, welche aus der Unterhaltung des Begräbnisplatzes erwachsen, an welchem dem Ausgetretenen das Recht der Mitbenutzung verbleibt. — Leistungen, welche nicht auf persönlicher Angehörigkeit zur Synagogen-Gemeinde beruhen, insbesondere auch sämtliche Leistungen für Zwecke der öffentlichen jüdischen Schulen (jedoch mit Ausnahme der Religionsschulen) der Synagogengemeinde, werden durch die Austritts-Erklärung nicht berührt.

— **Das Montefiore-College** in Ramsgate ist gerettet, und sein Leiter, Chacham Dr. Gaster dito! Unsre Leser erinnern sich wohl noch des Vorfalles, dessen wir vor mehreren Wochen Erwähnung gethan. Der Oberrabbiner der spanisch-portugiesischen Gemeinde in London, Dr. Moses Gaster ist auch der Direktor des „Judith Montefiore-College“, einer Stiftung Montefiores, an welcher jüdische Studenten, die sich der rabbinischen Laufbahn widmen, ihre Ausbildung erhalten. Vor einigen Monaten nun wurde das Montefiore-College auf Anordnung des Vorstandes der genannten Gemeinde geschlossen und der Direktor sowie der gesamte Lehrkörper entlassen. Der Anlaß zu dieser drakonischen Maßregel war folgender: Zwei Studenten an dem Institut, William Henry Greenburg und Henry Barnstein, die im Jahre 1895 nach Heidelberg gegangen waren und daselbst das Doktorat machten, kehrten alsdann zur Fortsetzung ihrer theologischen Studien nach Ramsgate zurück, wo ihnen der Chacham Dr. Gaster am 10. November v. J. das Rabbinerdiplom erteilte. Nun aber zirkulierte in interessierten Kreisen das Gerücht, die beiden Diplomierten besäßen weder durch wissenschaftliche Tüchtigkeit, noch durch ihre moralische Lebensführung die Qualifikation zu der ihnen erteilten Würde. Ein Dozent der Anstalt hatte auch diesen Standpunkt vertreten, worauf er vom Chacham seiner Stellung enthoben wurde. Das entfesselte eine große Erregung, die sich gegen den Chacham richtete. Die Angelegenheit wurde nicht nur in den Journalen besprochen, es bildeten sich schließlich auch Parteien für und gegen den Chacham. Ein Komitee zur Prüfung der Sache war eingesetzt worden, welches jedoch zu keinem Resultate kommen konnte. Da die Erregung immer mehr stieg, ergriff der Chacham folgendes Mittel, um die Anschuldigungen, die gegen ihn erhoben wurden, zu entkräften: Die beiden verdächtigen Studenten schwuren im Tempel vor Zeugen einen feierlichen Eid auf eine Thorarolle, daß sie die ihnen zur Last gelegten Vergehen nicht begangen haben. Der Chacham irrte sich, als er annahm, daß durch diesen Akt die Beruhigung der Gemüter würde herbeigeführt werden. Im Gegenteil, der Sturm wuchs. Nun wurde auch der Eid der beiden als ein falscher bezeichnet! Die Angriffe, die jetzt gegen den Chacham gerichtet wurden, bezogen sich nicht allein auf seine Stellung als Direktor, sondern auch auf die als Rabbiner. Eine Versammlung der Gemeindeältesten beriet nun jüngst darüber, ob Dr. Gaster noch ferner als Chacham der Gemeinde wirken dürfe. 75 Stimmen wurden für, 40 gegen ihn abgegeben. Der Chacham erhielt ein Vertrauensvotum der Zweidrittelmajorität. Nun hat Dr. G. in einem Rundschreiben an die Mitglieder seiner Gemeinde der Hoffnung Ausdruck verliehen, daß es ihm gelingen werde, wieder den Frieden in der Gemeinde herzustellen und das allgemeine Vertrauen zu erringen.

— **Mischehen in Ungarn.** Die Zivilehe-Institution hat wohl in gar keinem Lande, wo sie existiert, dem Judentum Segen gebracht. Von solch zersetzender Wirkung aber, wie sie in Ungarn ist, dürfte sie wohl nirgends sonst sein. Kaum neun Monate sind es her, daß die Verehelichung zwischen Juden und Christen gesetzlich gestattet ist, und schon zählen nach Hunderten die geschlossenen Mischehen. Laut einem eben jetzt veröffentlichten statistischen Ausweis gingen blos in den ersten vier Monaten nach Inslebentreten des in Rede stehenden Gesetzes 170 Juden resp. Jüdinnen solche Ehen ein, von denen weit mehr als die Hälfte auf die Hauptstadt entfällt. Anfangs war man geneigt, sich zu vertrösten, daß diese horrende Zahl einerseits dem Reize der Neuheit zuzuschreiben, andererseits, daß sie die Folge von früheren, mehrjährigen Verhältnissen sei; daß dem aber nicht so ist, beweist der Umstand, daß die hauptstädtischen Standesämter auch noch jetzt ununterbrochen jede Woche mehrere Zivil- resp. Mischtrauungen ausweisen. Aber nicht nur in der Hauptstadt, sondern auch in anderen Teilen Ungarns bestreben sich viele unserer Glaubensgenossen, von der neugeschaffenen Situation recht ausgiebigen Gebrauch zu machen.

Feuilleton.

Die jüdische Mutter.

Von Nahida Ruth Lazarus.

(Fortsetzung)

Aus diesen Gründen und aus Gründen der Schamhaftigkeit und der Gesundheitspflege wird auch der Frau die Teilnahme an den Wallfahrten nach Jerusalem u. s. w. untersagt. Sind also die Frauen von den Wallfahrten, vom öffentlichen Lehren, 2c. ausgeschlossen, so doch nicht vom Religionsunterricht, der ausdrücklich (Deuteron. 31, 12) auf die Frauen ausgedehnt

wird. Bei Esra nahmen sie an der Vorlesung der Thora teil und besonders an allen frohen und freudigen religiösen Ereignissen, wie am Essen des Lammes am Passahfest, u. s. w.*)

Aus demselben Grunde, der die Wallfahrten der Frauen verbietet, nämlich aus der Berücksichtigung des Körperzustandes, besonders als Mutter, die einer Pflege und Schonung bedarf, welche der robuste Mann absolut nicht kennt, — glaube ich — sind auch all die seltsamen Vorschriften wegen angeblicher „Unreinheit“ entstanden. Ich meine, die alten Lehrer haben sich hierhin weniger als vorurteilsvolle Orientalen denn vielmehr als aufgeklärte Männer gezeigt. Sie wußten recht gut: die Masse mußte oft durch Aberglauben und Furcht gebändigt werden. Das unwissende und unruhige Mannesvolk damaliger Zeit mußte in Zaum und Zügel gehalten werden. Dazu diente der ganze Aufwand teils mystischer, teils peinlicher Vorschriften, welche die beabsichtigte und notwendige religiöse Furcht hervorbrachten. Zu diesen Schreckgespenstern gehörte die „Unreinheit des Weibes“ während und nach der Schwangerschaft. Wenn das, sonst durch Müh und Arbeit mannigfach geplagte Weib, noch geplagter sobald bereits etliche Sprößlinge an ihrem Rocke hingen, leidend war in den ihrem Geschlecht eigentümlichen Zuständen, dann begab es sich in eine strenge Abgeschlossenheit; — natürlich gestattete ihr diese Abgeschlossenheit eine Ruhe und körperliche Unthätigkeit die ihr wohltat, in der sie sich erholte. Trat die Mutter aus dieser Abgeschlossenheit wieder heraus, so mußte sie gewisse Bäder nehmen und Opfer zc. bringen, damit sie wieder „rein“, d. h. frisch und gesund wurde; die Bäder waren jedenfalls die Hauptsache, und die Opfer eine Zugabe, wie das Rezept des Arztes, der dem Bauer eine Einreibung verschreibt; die Salbe soll nur dem Bauer imponieren, das Reiben bringt die Heilung. —

Ward so die Frau von religiösen Pflichten, Zeremonien in der Synagoge, u. s. w. befreit, so motiviert der Talmud dies ausdrücklich, indem er sagt: „damit die Frau die Kinder erziehe“. Waren diese so weit, daß sie zur Synagoge gehen konnten, dann bestand die Pflicht der Mutter, sie dahin zu führen oder führen zu lassen. Talmud Berachot 17a, sagt: „Verdienstvoll ist es, wenn die Mütter ihre Kinder zum Tempel bringen.“ Die Erziehung der Kinder zur Sitte und Sittlichkeit war ganz in die Hand der Mutter gelegt. Die Söhne erzog sie zur Gesundheit und Gottesfurcht, die Töchter obendrein noch in allen häuslichen Dingen, weiblichen Handfertigkeiten und nützlichen Arbeiten jeder Art. Religiöse Uebungen durchflochten dabei das ganze Dasein im Hause. Gerade indem die Frauen von den meisten rein zeremonialen Vorschriften entlastet waren, blieb ihnen die Freiheit, ihre Zeit und ihren Einfluß auf Ausbildung des innerlichen religiösen Lebens anzuwenden.

So ward die jüdische Mutter die erste Erziehung des nachwachsenden Geschlechts. Mir ist in der jüdischen Geschichte nur ein Fall aufgestoßen, wo von einer entarteten Mutter die Rede ist und zwar ist die betreffende (Alexandra, Mutter Mariamnes I.) offenbar so von entsittlichendem römischen Einfluß angekränkelt, daß von einer Jüdin in dieser Königin nicht viel mehr übrig war.

Wo sonst das jüdische Weib als Mutter erscheint, ist sie verehrungswürdig liebevoll. Selbst Ungerechtigkeiten, die sie sich etwa zu Schulden kommen läßt, wie, um ein altes Beispiel anzuführen, die Verstoßung Hagars mit Ismael um Isaaks willen, die Benachteiligung Esaus wegen des geliebteren Haussohns Jakob, erscheinen als Ausflüsse verzeihlicher Vorliebe der Mutterzärtlichkeit.

Kennzeichnend ist der Unterschied, der im Talmud waltet, inbetreff der Haltung, die er elterlicher Gewissenlosigkeit gegenüber beobachtet. Stets ist in diesem Falle nur vom Vater die Rede. Wenn ein Vater sich weigerte, seine Pflicht gegen die Kinder zu erfüllen, so wurde er auf die verschiedenste Art dazu veranlaßt oder geradezu gezwungen, oder wo dies nicht anging, unter Wahrung bestimmt vorgeschriebener Formalitäten öffentlich bestraft und beschämt. Von der Mutter ist hier nirgends die Rede. Gewiß nicht aus Versäumnis, denn die Gelehrten des Talmud wissen all und jedes zu berücksichtigen, und in das feine und feste Netz ihrer Gesetzesmacht zu spannen, — aber Bibel und Talmud gehen von der Auffassung aus, daß eine Mutter **unmöglich** ihre Pflichten vernachlässigen könnte, oder gar sie verletzen. Ein glänzenderes Zeugnis für die Hochachtung des Weibes vonseiten des Judentums ist unnötig.

Immer wird die Lehre der Mutter neben der des Vaters genannt. Zahlreich sind die biblischen Gebote, die Mutter zu ehren. „Ehre Vater und Mutter“ (2. Buch Mose 21, 12). „Jeder fürchte seine Mutter und seinen Vater“ (3. B. M. 19, 3). Interessant ist als Erläuterung hierzu ein Abschnitt im Traktat Kiddusch in. Der Rabbi sagt: es ist dem Allwissenden bekannt, daß das Kind die Mutter mehr ehrt und liebt als den Vater, weil sie es sanfter behandelt, daher steht bei dem Gebot der Ehre erst der Vater, dann die Mutter, um anzudeuten, daß es kindliche Pflicht ist, den Vater auch wie die Mutter zu ehren. Vor dem Vater aber hat das Kind mehr Furcht als vor der Mutter, weil er es mit Strenge zur Arbeit und Pflicht anhält, daher steht bei der Furcht erst die Mutter, dann erst der Vater, um anzudeuten, daß es kindliche Pflicht ist, auch die Mutter wie den Vater zu fürchten.

Zu den schwersten Flüchen gehören jene über die unnatürlichen Kinder, welche ihre Eltern nicht ehren. „Verflucht sei, der verachtet seinen Vater und seine Mutter, und das ganze Volk spreche Amen.“ (5. B. M. 27, 6). „Hüte, mein Sohn, das Gebot Deines Vaters und lasse nicht von der Weisung Deiner Mutter.“ (Sprüche Sal. 6, 20). „Geringschätze Deine Mutter nicht, wenn sie alt wird“. (Spr. Sal. 6, 23). „Freuen wird sich Dein Vater und Deine Mutter und jubeln wird Deine Gebärerin.“ (Das. 22, 25). „Das Auge, das des Vaters spottet, und den Gehorsam gegen die Mutter mißachtet, mögen die Raben des Thales aushacken, und die Jungen des Adlers fressen!“ (Das. 30, 17). Sinnvoll ist der Unterschied: „Ein weiser Sohn erfreut den Vater, ein thörichter ist die Plage seiner Mutter.“ (Ebendaselbst). Die Mutter nämlich hat die häusliche Erziehung; gelingt sie,

*) V. 2. „Da brachte Esra, der Priester, die Lehre vor die Versammlung vor Mann und Weib.

V. 3. und das las darin auf dem Platz vor dem Wasserthore, vom Hellwerden bis zum Mittag, vor den Männern und Weibern und denen sie erläutenden und die Ohren des ganzen Volkes waren auf das Buch der Lehre gerichtet.“ (Nehemia, 8 Kap. 11. u. 111).

dann kommt der kluge Knabe bald in die Lehre und die Gesellschaft der Männer und wird dort die Freude des Vaters; mißrät sie, dann bleibt der Junge im Hause an der Schürze der Mutter hängen.

Dieser Einfluß der Mutter auf die erste Entwicklung des Menschen zeigt sich auch zum Teil im jüdischen Sprachgebrauch; er redet wie der Deutsche, von Mutterschoß und Muttersohn; so nennt die hebräische Sprache auch oft die Mutterbrust als Sinnbild von Hohem und Höchstem, so z. B. wird sie mit der Wissenschaft verglichen: „Die Mutterbrust ist das Sinnbild der Wissenschaft. So oft der Säugling sie ergreift, findet er neue Nahrung! Auch die Wissenschaft gewährt immer neue Gedanken, so oft man sich mit ihr beschäftigt.“ Charakteristisch ist auch, daß viele Familiennamen nach der Mutter gebildet sind, z. B.: Feiteles, Eskeles, Raines, Raizes. „Ja, das einfache Wort: „Mutter“ wird als auszeichnendes Lob gebraucht; um die berühmte Prophetin Deborah noch besonders zu ehren, wird sie eine „Mutter in Israel“ genannt. (Richter, 5. Kap. V. 7).

Schön ist auch folgendes: Das jüdische Sprüchwort zählt unter den vier Dingen, deren sich auch der Vornehmste nicht rühmen kann, „daß er aufsteht vor seiner Mutter“. — Welch' ein Gegensatz dazu die Auffassung bei den hochzivilisierten Griechen! — Um einen allbekannten Namen zu wählen: das Bürschchen Telemach in der Odyssee gebietet seiner Mutter, der „göttlichen“ Penelope: „Auf! Zum Gemach hin gehe! Besorge die Spindel! und den Webstuhl! Und gebeut den dienenden Weibern, fleißig am Werke zu sein. Das Wort gebühret den Männern, allen, und mir am meisten, denn mein ist im Hause die Obmacht!“

Statt ihrem Söhnchen eine derbe Rüge zu versetzen, beeilt sich die königliche Dame Penelopeia ihm zu gehorchen. Wenig fehlte, er hätte ihr befohlen, das Haus überhaupt zu räumen. Solche und andere Situationen, wie zum Beispiel Medeas Mord an den eigenen Kindern aus reiner Rachsucht gegen deren Erzeuger, wären in der jüdischen Dichtung unmöglich. Dagegen benutzt sie die Mutterwürde und Mutterliebe unzählige Mal als Gleichnis. Häufig wird der Juden höchstes Besitztum, der Ort wo ihr Gottestempel steht, ihr heißersehntes Wallfahrtsziel, „die heilige Stadt“ Jerusalem mit einer Mutter verglichen, die ihre Kinder ruft, oder die Verlorenen, Verirrten beweint:

„Das Wohl der Kinder zu erkunden, richt ich
Den Blick nach Ost und West, nach Nord und Süd;
Nur der Gedanke lindert meine Trauer,
Daß auch ihr Herz sich hin zur Mutter zieht.

Was drängst Du so den Namen zu erfahren,
Der einsam Traurigen mit kummervollem Sinn?
Ich will ihn nennen Dir! — So wisse, daß ich —
Die Tochter Zions, Jeruscholajim bin.“*)

Rahel wird die „mütterlichste aller Frauen“ genannt, nicht der Zahl der Kinder wegen, da sie deren nur zwei hatte, sondern der Fülle ihrer Liebe wegen.

*) Abraham Gottlober, aus der Sammlung: „Die Zionsharfe“ von Gustav Karpeles.

Daß Laban ihm die Schwester zuerkannte;
Grausam getäuscht war Hoffen und Vertrauen,
Und weil mein Herz nach meinem Freunde brannte,
Gab ich ein Zeichen ihm, mich zu erkennen — —
(Daß uns des Vaters List nicht übermannte).

Doch ich bezwang die Gluten, die wie Brennen
Der Eifersucht mir in die Seele schleichen,
Und wohl den Menschen tief verwunden können.
Der Schwester übergab ich jene Zeichen — —
Ja, in der Nähe hielt ich mich verborgen —
Und sprach für sie, das Herz ihm zu erweichen.“

Also obwohl ihr Herz nach ihrem Freunde „brannte“, siegt die Schwesterliebe über die Eifersucht der jungen Ehe-verlobten. Der Streit zwischen Braut- und Schwersterliebe wird überwunden durch die mütterliche Empfindung der Opferwilligkeit.

Eine jüdische Mutter verzichtet für sich selbst auf das Notwendigste, um nur ihren Kindern etwas zukommen zu lassen: wenn sie es sich auch des Respektes wegen, der ihr gebührt, nicht merken lassen wird: sie will lieber darben, als daß ihrem Kinde zu seinem leiblichen oder geistigen Wohl etwas abgehe. Sie ist unermüdlich im Nachsinnen und Vorarbeiten, wie es anzustellen sei, um ihren Sohn zu Stellung und Studium zu verhelfen; ist sie Witwe, wird sie die Schüchternheit überwinden, die jedem alleinstehenden, bessergesinnten Weibe eigen zu sein pflegt, und ihrem Knaben Lehrer und Gönner suchen und sich seinetwegen manches Opfer, manche Demütigung auferlegen. Ihr Knabe ist ja, nach jüdischer Thatkraft und jüdischem Selbstvertrauen, mit zehn, zwölf Jahren schon von einer Reife und praktischen Anstelligkeit, die der nichtjüdische Jüngling in vielen Jahren oft nicht erreicht, — aber „der Mitbewerber sind viele“ — und „der Tag ist kurz“, so muß sie sorgen und schaffen, und kein Weg ist ihr zu weit, kein Warten zu lang, keine Rede zu bitter, keine Last zu schwer, keine Arbeit zu sauer, — es gilt Wohl und Wehe des Kindes und sie hält aus, wenn es sein muß bis zum letzen Atemzuge. Aber dank dem Fleiß und dem Verstand ihres Sprößlings, — in wenig Jahren, in dem Alter, da der nichtjüdische junge Mann am schwersten mit seinen Anforderungen auf der Seele und dem Geldbeutel seiner Eltern liegt, wird die jüdische Mutter von Sohn oder Tochter schon reichlich nach allen Kräften erhalten und gepflegt. Sie darf nun ausruhen und ruht dennoch nicht. Bald kommt das eine, dann das andere Enkelkind und so wächst ein blütenreicher Kranz heran und umgiebt das kommende Alter mit dem Duft und den lichten Farben dankbarer Kindesliebe. Mutter und Großmutter haben nicht fragen brauchen: „Bin ich allein, was bin ich?“ denn die jüdischen Mütter sind nicht allein. Immer sind dankbare Söhne oder Töchter da, die sich fragen:

„Wenn nicht jetzt, wann dann?“ (Sprüche der Väter.)

(Schluß folgt.)

Der Fortschritt.

Eine galizische Geschichte von S Horowitz.

III.

Einige Wochen verstrichen und die Blätter begannen bereits von den Bäumen zu fallen. Auch in der Familie Nagelfein war jeder Sonnenschein gewichen und Frau Lea lag auf dem Krankenbette, mit dem Tode ringend. Herr Philipp, Robert und Mirjam umstanden das Krankenlager, denn auf die erste Kunde von der Erkrankung ihrer zweiten Mutter war auch Mirjam ans Krankenbett geeilt und wich nicht mehr von der Stelle. Der Kranken schien ihre Nähe wohl zu thun und wehmütig ruhten ihre Blicke auf der holden Gestalt. Jetzt trat der alte Isaak ins Zimmer. Die Kranke winkte ihm, daß er näher trete und gab den Umstehenden ein Zeichen, daß sie mit dem Greise allein zu bleiben wünsche. Eine feierliche Stille trat ein, nur unterbrochen von dem schweren Atmen der Leidenden. Sie ergriff seine Hand und in den Augen des Greises perlte eine Thräne.

„Reb Isaak,“ begann sie mit kaum vernehmbarer, abgebrochener Stimme, „meine letzte Stunde naht und bald werde ich zu meinen frommen Eltern eingehen. Ich will meinem Manne nichts Böses mit ins Grab nachtragen, ein böser Dämon hat ihn erfaßt; gebe Gott, daß er seine Verblendung einsehe und den unheilvollen Pfad verlasse. Aber über die Zukunft meines Kindes will ich beruhigt sein, will ihn gegen die lauernde Gefahr geborgen wissen. Reb Isaak, das, was mein Mann seiner gesunden Frau verweigerte, wird er der sterbenden nicht versagen, noch dazu, wenn Sie ihm mit Ihren beredten Worten die Sache ans Herz legen werden. Und so bitte ich Sie, opfern Sie einer Sterbenden Ihren Stolz und bitten Sie meinen Mann im Namen seiner sterbenden Frau um die Hand seines, meines Sohnes für Ihre Enkelin. Reb Isaak, zögern Sie nicht, meine Minuten sind gezählt und ich möchte noch die Hände der Kinder ineinander legen.“

Schweigend und feierlich begab sich Reb Isaak in das anstoßende Gemach, um sich seiner Mission zu entledigen. Philipp war jetzt in einer Gemütsstimmung, welche an Verzweiflung grenzte. Er mußte sich in seinem Innern eingestehen, daß sein Betragen seine Frau aufs Krankenlager geworfen; sah er doch, wie sie immer mehr dahinsiechte, wie die Gewissenspein ihr das Leben vergälle und ihr die Ruhe raube. Jetzt, da es bereits zu spät war, machte sich die Reue geltend. Er führte nicht seine hohlen Phrasen im Munde und merklich erblaßte der vermeintliche „Fortschritt“. Er fühlte eine unaussprechliche Leere in seinem Herzen und wußte nicht, womit die Lücke auszufüllen. Sein ganzes Wesen befand sich in einer moralischen Revolution und fand nirgends einen Stützpunkt.

Als die hohe, imponierende Gestalt Reb Isaaks auf der Thürschwelle erschien, erhob er sich unwillkürlich, und wie von einer bangen Scheu ergriffen, wagte er nicht, dem Greise ins Gesicht zu schauen. Reb Isaaks ganze Haltung hatte etwas Feierliches, Ehrfurchtgebietendes und seine Worte kamen langsam über seine Lippen:

„Herr Nagelfein, nach langer Zeit stehen wir uns wieder in einer schweren Stunde gegenüber und eine traurige Veranlassung führte mich in Ihr Haus. Ja, unter welch veränderten Verhältnissen sehen wir uns jetzt! Sie, von Ihrem Gelde geblendet und von einem Wahne befangen, haben Ihre Vergangenheit verleugnet und dadurch Ihrer Frau das Herz gebrochen. Aber ich will nicht mit Ihnen rechten, denn nicht dazu stehe ich hier. Ich komme im Auftrage Ihrer Frau, der nur Gott noch helfen kann. Sie wissen, daß es von jeher ihr Wunsch gewesen, unsere Kinder vereint zu sehen, daß sie dies meiner verstorbenen Tochter versprochen hat, und wenn ich dieses Thema seit Jahren nicht berührte, so geschah es nur infolge Ihrer veränderten Verhältnisse. Aber nun bittet Sie Ihre sterbende Frau, ihr das Scheiden von dieser Welt zu erleichtern und ihren sehnlichsten Wunsch zu erfüllen. Werden Sie diese letzte Bitte Ihrer Frau versagen?“

Herr Philipp stand gebeugt, keines Wortes mächtig da. Er drückte schweigend die Hand des Greises und schritt ihm ins Krankenzimmer voran. Robert und Mirjam umstanden das Lager und Frau Lea schien bereits den Flügelschlag des Todesengels zu verspüren. Philipp legte die Hände der jungen Leute ineinander und sein flehender Blick schien die Sterbende um Verzeihung zu bitten. Wie ein überirdischer Strahl zuckte es aus ihrem Gesichte, ihre halbgebrochenen Augen belebten sich für einen Moment, ruhten mit mütterlicher Liebe auf der jungen Gruppe, sie bewegte den Arm wie segnend, ihr Blick streifte versöhnend ihren Mann und blieb auf Reb Isaaks Gestalt haften. Und tiefe, feierliche Stille trat ein, Philipp wandte sein Gesicht ab, sein gepreßtes Herz machte sich in einem Thränenstrome Luft und zerknirscht schlug er sich reuevoll an die Brust. Immer schwächer wurden ihre Atemzüge, noch ein letztes Aufflackern, noch ein letzter Blick und ihr entseelter Körper fiel zurück in den Pfühl. Der alte Isaak verrichtete ein Gebet für ihr Seelenheil und das junge Paar benetzte mit seinen Thränen die irdische Hülle derer, die gefallen war als Opfer des „Fortschritts“.

Hier und dort.

* **Berlin,** 11. August. Der Ausschuß des „Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes“ hat sich in seiner letzten Sitzung konstituiert. Zum geschäftsführenden Vorsitzenden wurde Prof. Dr. Martin Philippson und für das Amt des einen der beiden Mitvorsitzenden Justizrat Josephthal-Nürnberg gewählt. Die Ernennung des anderen Mitvorsitzenden wurde vertagt. Für den Fall der Behinderung des geschäftsführenden Vorsitzenden haben sich die Herren Syndikus Dr. Minden und Rechtsanwalt Dr. Silberstein zur Vertretung bereit erklärt.

* **Berlin,** 11. August. Freiherr von Hammerstein, der sich seit dem 10. d. M. in der Strafanstalt Lehrterstraße 3 (Zellengefängnis) befindet, hat sich, wie verlautet, jetzt einigermaßen mit seinem Schicksal abgefunden, wenn ihm auch die strenge Hausordnung, die jedwede Erleichterung des Looses der Sträflinge auf Privatkosten ausschließt, besonders in der ersten Zeit nach seiner Ueberführung nicht recht behagen wollte. Am schwersten scheint er sich in die strenge Isolierhaft finden zu können, welche ihm die Begegnung und Unterhaltung mit anderen Gefangenen unmöglich macht. Es erstreckt sich auch

diese Vorschrift nicht allein auf das Leben in der Zelle, sondern sie gilt auch außerhalb derselben, insbesondere bezieht sie sich auf den Verkehr im sogen. „Spazierhof", in der Schule und in der Kirche. Sobald Freiherr von Hammerstein die Isolierzelle verläßt, hat er vorschriftsmäßig die Maske anzulegen, welche zugleich den Mützenschirm bildet. Was seine Hauptbeschäftigung anlangt, so bestätigt es sich, daß von Hammerstein mit Flickarbeiten von Anstaltskleidern beschäftigt wird.

* **Berlin,** 10. August. Am 4. d. M. beging in stiller Zurückgezogenheit Herr Rabbiner Dr. Israel Hildesheimer sein 50jähriges Doktor-Jubiläum. Die Dissertation, mit welcher der Sechsundzwanzigjährige vor einem halben Jahrhundert die „höchsten Ehren der Philosophie" sich errang, ist betitelt: „De vetero Testamento recte interpretando." („Ueber die Methode der richtigen Auslegung des Alten Testaments.") Die philosophische Fakultät der Universität Halle hat aus Anlaß der fünfzigsten Wiederkehr dieses Tages das Diplom ihres ehemaligen Schülers erneuert und bezeugt in dem neuausgefertigten Doktorbrief, daß derselbe „durch ein halbes Jahrhundert die Pflege der wissenschaftlichen Arbeit nie unterbrochen und nicht nur selbst daraus herzerfreuende Früchte gewonnen, sondern seine ganze reiche Geistes- und Leistenskraft in den Dienst der edelsten Sache, des Jugendunterrichts gestellt habe."

* **Berlin,** 11. August. Ordnung und Pünktlichkeit sind Tugenden, die unseren Brüdern im Orient vielfach abgesprochen werden. Wer dieses Vorurteil teilt, würde gewiß freudig überrascht sein, wenn er einen Blick in den uns vorliegenden Bericht werfen würde, welcher dem Zentralkomitee von Jerusalem aus über den Gang und Stand der baulichen Vorarbeiten für Errichtung des Spitals zugegangen ist. Derselbe ist in hebräischer Sprache gehalten und stellt die Ausgaben für Arbeitslöhne, Werkzeuge, Vorbereitungen aller Art in so übersichtlicher Weise dar, daß es eine Freude ist, sich daraus über den gegenwärtigen Stand der Dinge zu orientieren. Danach ist schon seit dem 18. Ijar mit den Fundamentierungsarbeiten begonnen worden, die an Sprengungen, Steinhauer- und anderen Arbeiten einen Betrag von 24279,20 Piaster absorbierten. Die baulichen Arbeiten und die finanzielle Beaufsichtigung ist einem Komitee von Vertrauensmännern in Jerusalem übertragen, das allmonatlich dem Zentralkomitee detaillierten Bericht erstattet. Ein solcher Bericht, der uns vorliegt, (welche detaillierte Berichte gleichfalls veröffentlicht werden) rechtfertigt inderthat die warmen Sympathien, welche dem großen Unternehmen von allen Seiten entgegen gebracht werden.

⚒ **Berlin,** 10. August. Das Reichsgericht hatte bekanntlich das den Redakteur Sedlatzek wegen des Artikels: „Der jüngste Ritualmord" freisprechende Erkenntnis aufgehoben und den Fall zur nochmaligen Verhandlung an das Landgericht II verwiesen. Die Verhandlung dieses wichtigen Falles wird am 15. k. M. nachmittags 12½ Uhr vor der Strafkammer des Landgerichts II stattfinden.

* **Berlin,** 11. August. Ahlwardt will wieder nach Deutschland kommen. Nach der „Post" hat er die Nachricht nach Berlin gelangen lassen, daß er im Herbst zurückkehren wird. In Ahlwardt nahestehenden Kreisen will man jedoch wissen, daß sein Besuch nur von kürzerer Dauer sein werde, zunächst werde er in Berlin mehrere öffentliche Vorträge über die Erfolge seiner antisemitischen Agitation in Amerika halten, dann aber auch die Angelegenheit bezüglich seines Friedeberg-Arnswalder Reichstagsmandats regeln, d. h. das Mandat niederlegen. — Werden die Arnswalder aber eine Freude haben, daß ihr Abgeordneter wiederkehrt! Sie werden aber ordentlich in den Beutel greifen müssen, wenn sie ihn los sein wollen.

* **Berlin,** 11. August. Mit dem neuen Redakteur des „Volk", D. v. Oertzen, ist die „Staatsb. Ztg." unzufrieden, denn er hat das Verbrechen begangen nach Uebernahme der Redaktion in seinem Programmartikel der deutsch-sozialen Reformpartei gar nicht zu gedenken und auf Reklamation zu erklären, daß ihm „weder das so oft veränderte Programm der Partei, noch die Haltung der Blätter, welche es vertreten, so genau bekannt seien, daß er darüber urteilen möchte." Das genannte Blatt bescheinigt dem neuen Kollegen, daß er das „Wesen der Judenfrage bisher nicht erfaßt" habe.

* **Berlin,** 11. August. Im königl. Landgestüt zu Braunsberg (Ostpr.) fand jüngst eine Auktion statt, bei welcher u. a. ein Hengst mit dem sonderbaren Namen „Israelit" zum Verkauf gelangte. Es wäre interessant zu erfahren, wer diesen famosen „Witz" gemacht hat.

* **Berlin,** 11. August. Der „Ritualmord in Ostpreußen" hat seinen Urheber gemordet. In aller Stille ist der Redakteur der „Tils. Nachrichten" entlassen worden; in aller Stille ist er Sonntag von dannen gegangen. Sein Gepäck war nicht umfangreich und doch schwer; denn er schleppte auch die „infame Verleumdung", die er begangen und die wir ihm öffentlich vorgeworfen, mit sich, da er die von ihm in die Welt gesetzte Lüge über einen „Ritualmord" im Kirchdorfe Seckenburg, obwohl wir sie widerlegt, nicht widerrufen hat.

* **Berlin,** 10. August. Bekanntlich wird die Altrussische Ausstellung in Nischnij-Nowgorod sehr spärlich besucht, durchschnittlich von kaum 2000 Besuchern täglich, was in anbetracht der ungeheuren Kraftanstrengung und Kosten, seitens der Regierung als auch der Aussteller, geradezu lächerlich geringfügig ist. Um nun den Fremdenbesuch zu heben, werden alle möglichen Mittel angewandt (freie Eisenbahnfahrt für Lernende und Handwerker u. s. w.) und wurde unter andern auch beschlossen, den ausländischen Juden den Eintritt ins heilige russische Reich, behufs Besuches der Ausstellung zu erleichtern, und zwar dadurch, daß allen fremdländischen Juden, ohne Unterschied ihrer Beschäftigung, von der zweiten Hälfte Juli ab, gestattet ist, nach Rußland zu kommen, wenn sie ihre Päffe in den russischen Konsulaten des Auslandes visiert haben, doch (hier kommt der Haken) nicht anders, als daß in jedem einzelnen Fall präventiv die Genehmigung des Ministeriums des Innern eingeholt werde. Es ist nicht anzunehmen, daß sich viele fremdländische Juden durch eine derartige verklausulierte und fast illusorisch gemachte Nachgiebigkeit der russischen Administration veranlaßt finden, die russische Ausstellung zu besuchen. Bis jetzt war es nur Baron Rothschild, Chef der Pariser Bankhäuser, der diese Gunst benutzte und nach Nischnij Nowgorod gekommen ist, wobei er auch Petersburg und Moskau berührte. Doch wenn man Rothschild heißt, drückt man selbst in Rußland ein Auge, ja beide Augen zu, besonders am Vorabende eines vermittelst dieses Welthauses zu effektuierenden größeren Geldanlehens.

Pr. Stargard, 10. August. Ein böses Mißgeschick ist einem als gar argen Antisemiten bekannten jungen Manne widerfahren: er hat sich von einer Jüdin das Leben retten lassen müssen. Besagter Teutschmann hatte sich beim Aalfang in der Nähe der Carowschen Mühle in seine Reusen verstrickt und war so ins Wasser geraten. Schon war er dem Ertrinken nahe, als eine jüdische Frau des Weges gefahren kam, kurz entschlossen ans Ufer eilte und den Antisemiten durch Zuwerfen einer Leine aufs Trockene brachte.

Bonn, 9. August. Die hiesige Universität beging am 3. d. M. die Gedächtnisfeier an ihren Stifter König Friedrich Wilhelm III. Das wissenschaftliche Programm, mit welchem zu der Feier eingeladen worden war, hatte der Dekan an der evangelisch-theologischen Fakultät, Professor Kamphausen, abgefaßt. Nachdem im Jahre 1895 Dr. Kaulen, der Professor der katholischen Theologie, sein lateinisches Programm dem Nachweis gewidmet hatte, daß die Tochter des Jephthah nicht geschlachtet und verbrannt worden sei, ließ jetzt Professor Kamphausen in der Einladungsschrift eine ausführlichere Untersuchung über das Verhältnis des Menschenopfers zur israelitischen Religion folgen. Diese Abhandlung, deren Sonderdruck soeben im Verlage von Röhrscheid und Ebbecke zu Bonn erschienen ist, bedient sich zu gunsten des weitern Leserkreises, der sich für den in geschichtlicher und religiöser Hinsicht gleich wichtigen Gegenstand interessiert, unserer deutschen Muttersprache. Dr. Kamphausen sucht nicht nur zu zeigen, daß die richtige Auslegung der biblischen Erzählung an dem in Richt. 11 berichteten Menschenopfer mit Thomas von Aquino und Martin Luther festhalten muß; er wendet sich auch andererseits gegen die von seinem jüngern Fakultätsgenossen Professor Meinhold im Bonner evangelisch-theologischen Ferienkursus des Jahres 1894 vertretene Ansicht, die das Menschenopfer innerhalb der Religion des Volkes Israel reichlich vertreten findet. Des Verfassers Wunsch war, für den gebildeten, aber mit dem alttestamentlichen Grundtext unbekannten Leser die Gewinnung einer selbständigen Ueberzeugung von der Unvereinbarkeit des Menschenopfers mit der durch Moses gestifteten israelitischen Religion möglich zu machen.

s. **Frankfurt a. M.**, 9. August. Es verlautet nun definitiv, daß Herr Dr. Breuer sein hiesiges Amt mit dem Amte eines Rabbiners an der Schiffschul in Wien vertauschen werde. Man erzählt, daß die hiesige Religionsgesellschaft sich an die Verwaltung der Schiffsynagoge in Wien mit der Bitte gewandt habe, Herrn Dr. Breuer seiner Zusage zu entbinden die Verwaltung in Wien habe jedoch erklärt, diesem Wunsche nicht entsprechen zu können. Ich kann dieses Gerücht nicht kontrollieren, da ich außerhalb der Separatgemeinde stehe. (Die gewünschte Aufklärung wird unsere Artikelserie „Von Hirsch bis Breuer" geben. Wir fahren heute in der Veröffentlichung der ebenso interessanten wie — indiskreten Briefe aus Frankfurt fort. Red.)

— **Diez**, 10. August. Aus dem Jahresbericht des Deutsch-Israelitischen Kinderheims pro 1895 ist zu ersehen, daß die Anstalt während des Berichtsjahres 34 Zöglinge zählte. Aus Preußen waren 26, aus dem Großherzogtum Hessen 4, aus Sachsen, Württemberg, Sachsen-Meiningen, Elsaß-Lothringen je 1. Bis auf zwei wurden alle Zöglinge in der Anstalt selbst erzogen und besuchten die dortige Volksschule. Mit Schluß des Schuljahres traten vier Zöglinge aus, von denen zwei in Handelsgeschäfte, zwei in die Lehre bei Handwerkern eintraten, dagegen wurden sieben neue Zöglinge aufgenommen. — Herr Alfons Jacobson in Leipzig hatte schon im Vorjahre dem Verein eine Summe zum Ankauf eines Gartengrundstückes zur Verfügung gestellt, und dadurch ist ein größerer Raum für die Uebung der Zöglinge in der Gartenarbeit gewonnen. Der Rechnungsabschluß balanziert in Mk. 40678,98, bei einem Bestand von Mk. 5816,48.

Vom Rhein, im August. Ihrem Wunsche entsprechend empfangen Sie heute einen Brief von den romantischen Ufern des Rheines. Was ich zu berichten habe, ist nichts weniger als romantisch — es ist tief betrübend. Wir leben in einer Zeit, da es darauf ankommt, daß, wie der englische Admiral Nelson sagte: „every to do his duty", daß jeder seine Pflicht thue; in einer Zeit, die hochwichtig für die Entwickelung des Judentums ist, und müssen sehr bedauern, daß es so wenig Juden giebt, die dieses einsehen. Was helfen alle die litterarischen Vereine, was alle „wissenschaftlich-populären Vorträge" aus der jüdischen Litteratur und Geschichte, wenn gerade die Juden, auf welche die Augen der Gemeinde gerichtet sind, nichts von einer Bethätigung des Judentums wissen wollen! Was helfen alle Ermahnungen der Rabbiner, was Ihre satirischen „Briefe aus Krähwinkel", wenn die Ohren blind, die Augen taub, pardon umgekehrt, die Ohren taub, die Augen der tonangebenden Kreise blind geworden sind! Wohl beraten die Lehrervereine, wohl tagt der D.-J. G.-B., um den Religionsunterricht unter den Juden zu heben, aber was wird erreicht? Mir sagte neulich ein evangelischer Pastor ein gutes Wort. Sein bester Schüler in der Religion sei ein Knabe namens Kohn. Ist das nicht ein Jude? fragte ich. Gewiß, entgegnete er, aber er ist mit noch sechs Glaubensgenossen in dem S.'schen Pensionat (eine christliche Erziehungsanstalt) und nimmt den evangelischen Religionsunterricht mit. Er ist ein prächtiger Knabe." Der kleine Kohn ist der Sohn eines Vorstehers in N. Ich kenne den Mann. Er ist als Vorsteher hyperorthodox, der von dem jüdischen Lehrer verlangt, daß er sich am Sabbat das Taschentuch um den Leib bindet, um das Gebot des Tragens zu umgehen. Leider fangen diese Fälle an typisch zu werden, und dem Freunde des Judentums muß es bange werden um die Zukunft desselben. Jetzt haben wir noch, wenn auch unwissende, so doch im Judentum erzogene Parnoßim; wie soll es aber erst werden, wenn das Geschlecht an die Regierung kommt, welches in christlichem Geiste erzogen worden ist! — Der Streit, der um das „westfälische Gebetbuch" geführt wird, hat Aehnlichkeit mit dem Bau des Hamburger Tempels. Denn man erzählt sich, daß, als der Tempel gebaut werden sollte, den damaligen Parnoßim kein Größenmaß genügt habe. Damals soll ein Klausrabbiner die Worte gesagt haben: „Wenn Sie den Tempel auch so groß bauen wie St. Peter in Rom, so gehen doch nicht alle Hamburger Juden hinein". Das neue Gebetbuch wird das westfälische Judentum nicht retten. Ihm zu Liebe wird niemand den Gottesdienst besuchen, der ihn nicht aus dem Antrieb des Herzens besucht und — für solche

Juden genügt unser alter Siddur vollständig. Der Streit um das Gebetbuch ist ein Streit um des Kaisers Bart. Diejenigen, für die das Gebet verfaßt ist, verstehen weder die altehrwürdigen Gebete des Siddur, noch verstehen sie die für „deutsche Staatsbürger jüdischen Glaubens“ verfaßten oder umgemodelten Gebete Dr. Vogelsteins. Ja, ich wage zu behaupten, sie wissen nicht einmal, was das Wort „Gebet“ in der israelitischen Religion bedeutet. — Und nun, Herr Redakteur, wünsche ich Ihnen so viele „alte Abonnenten“, daß Ihre Wochenschrift eine allgemeine Zeitung der Juden werde, deren Erscheinen mit Spannung jeden Freitag erwartet wird. Ich will Ihnen nicht verhehlen, daß in unserer Khille der D. Dalles ein gern gesehener Gast ist. Sunatnom.*)

♁ **Stuttgart**, 7. August. Vor einigen Tagen fand hier die Jahresfeier der Württembergischen Mission unter Israel statt. Pfr. Völter aus Groß-Ingersheim erstattete den Jahresbericht. In demselben wies er auf die Thätigkeit des in Persien in den Diensten der württembergischen Mission stehenden Missionars Fr. Zerweck hin, der nicht blos unter den Juden Persiens, sondern auch unter den Nachkommen der in die assyrische Gefangenschaft geführten Israeliten, Glieder des Zehnstämmereichs, die dort in Dörfern beisammenwohnen, „gearbeitet“ hat, bis er aus Persien ausgewiesen worden. Besonders wurde dann auf die mit vielem Erfolg begleitete Proselytenpflege hingewiesen, wie sie die württembergische Mission unter Israel betreibt. Die Zahl der Proselyten, an der die württembergische Judenmission arbeitete, beträgt 70. (Geschieht von jüdischer Seite nichts zur Abwehr dieser Seligmacherei?)

d. **Kissingen**, 6. August. Herr Louis Ehrlich von hier, der in den afrikanischen Goldfeldern in kurzer Zeit sich ein Vermögen erworben hat, spendete unserer Gemeinde zu einem Synagogen-Neubau die Summe von 8000 Mk. Dem Wunsche des Gebers, daß mit dem Bau baldigst begonnen werde, wird nun entsprochen werden.

d. **Straßburg** (Elsaß), 9. August. In Ausführung der Legate der Eheleute Michel Weil, hat das isr. Konsistorium des Unter-Elsaß in seiner Sitzung vom 23. Juli beschlossen, nachstehende fünf Tugendpreise auszuteilen: 1. 200 Mk. an Frau Witwe Jakob Strauß zu Weitersweiler; 2. 200 Mk. an Herrn Salomon Moch, Vorsänger zu Merzweiler; 3. 200 Mk. an Herrn Benjamin Wolf, Vorsitzender der Société mutuelle zu Mülhausen; 4. 100 Mk. an Frau Witwe Marchand zu Metz; 5. 100 Mk. an Frau Witwe Jablonska zu Schalbach. (Was ist das für ein Ding, der „Tugendpreis“? Red.)

B. **Wien**, 6. Juli. Die „Deutsch-Oesterr. Lehrerzeitung“ schreibt: „Dieser Tage wurden in Wien 246 Unterlehrer- und Lehrerstellen — endlich! — definitiv besetzt. Eine schwere Geburt. Unter den Ernannten ist kein Jude und keine Jüdin. Da die Zahl der in Wien wohnenden Juden rund 120000 oder den zwölften Teil der Gesamtbevölkerung beträgt, so hätten, bei gleichem Recht für alle, etwa 20 jüdische Namen berücksichtigt werden müssen. Nun keine — !! — es ist eine große Ungerechtigkeit. Wie scharf man es auf die Juden hatte, geht daraus hervor, daß bei einem Bewerber, der einen etwas jüdisch klingenden Namen hatte, nachgeforscht wurde, ob er doch nicht etwa gar getauft sei oder einen getauften Vater habe. Beim nächsten Konkurs sollte eigentlich eine Leibesuntersuchung aller männlichen Bewerber angeordnet werden, denn es könnte ein heimlicher Beschnittener unter ihnen sein. Aber bei den Bewerberinnen? Ja, da giebt es keine Sicherheit“. Dieser Sarkasmus würde erheiternd wirken, hätte nicht eine traurige Thatsache ihn gezeitigt. — Der Bund der Deutschen Nordmährens veröffentlicht eine Erklärung, in welcher mit allem nur denkbaren Nachdrucke hervorgehoben wird, daß dem Bunde jeder Akt konfessioneller oder parteilicher Unduldsamkeit fern liegt, daß er vielmehr alle deutschgesinnten Mitarbeiter freudigst begrüße, daß es ihm ganz gleichgiltig sei und sein müsse, welcher Konfession seine Mitglieder seien 2c. 2c. Das sind schöne Worte, gute Worte! Ihr Wert wird vielleicht aber ein wenig durch den skeptischen Gedanken getrübt, daß die Deutschen nur dort, wo man die Stimmen der Juden braucht, eine solche ideale Vorurteilslosigkeit bekunden. In Steiermark, wo die Juden in verschwindend geringer Anzahl leben, wird von den Deutschen der Antisemitismus zärtlich gehegt und gepflegt. Dort sind die Juden bei den Wahlen eben von keinem Wert.

B. **Wien**, 8. August. Wir haben bereits über die neuesten Erzeugnisse der antisemitischen Litteratur berichtet, welche unter dem Namen „Lueger-Vaterunser“ und „Lueger-Glauben“ seit einiger Zeit massenhaft kolportiert werden. Die ebenso dummen als frechen Parodien der beiden Gebete erfreuten sich einer sehr großen Popularität. Nun ist den Herren aber das Vergnügen verdorben worden; das gestrige Amtsblatt der „Wiener Zeitung“ veröffentlicht ein Erkenntnis des Landes- und Preßgerichts in Wien, „daß der Inhalt des Druckwerkes das Vergehen nach § 303 St.-G. (Beleidigung einer gesetzlich anerkannten Kirche oder Religionsgenossenschaft) begründet und und es wird das Verbot der Weiterverbreitung dieser Druckschrift ausgesprochen, die von der Staatsanwaltschaft verfügte Beschlagnahme bestätigt und auf die Vernichtung der saisierten Exemplare erkannt.“

d. **Tarnow**, 7. August. Die Kanzlei der hiesigen israelitischen Kultusrepräsentanz hat die Behörde versiegelt und alle Bücher derselben sind vom Untersuchungsrichter mit Beschlag belegt worden. Diese Maßregel ist infolge einer Anzeige, welche der k. k. Staatsanwaltschaft in Tarnow zugekommen ist, vollführt worden.

r. **Aus dem Salzkammergute**, 6. August. Es giebt hier zu Lande, außer in Linz, wenig ansässige Juden. Dagegen bringt der Sommer viele jüdische Gäste in die Berge, und Ischl gilt als eine Vorstadt von Wien. Während des Sommers und der hohen Feiertage findet in Ischl jüdischer Gottesdienst statt. Juden, die streng nach dem Ritus leben, sind in Ischl und Aussee vortrefflich untergebracht. Das Hotel Austria in Ischl, dessen Besitzer ein Glaubensgenosse namens Sonnenschein ist, ist ein Haus ersten Ranges und die vornehmsten Edelleute steigen dort ab. Auch das Hotel Sonnenschein in Aussee ist vortrefflich eingerichtet.

*) Wir nehmen diesen Brief ausnahmsweise auf, trotzdem er nicht ganz der Stichzeile entspricht. „Briefe vom Rhein“ oder anderswoher sind nicht solche, die am Rhein 2c geschrieben sind, sondern solche, die sich mit den Gemeindeverhältnissen in dem betr. Distrikte befassen. So gehaltene Zuschriften sind uns allezeit sehr willkommen. Red.

X **Pest,** 9. August. Der Verein israelitischer Handwerker und Landwirte schreibt auf mehrere, bei der Budapester staatlichen Gewerbe-Mittelschule bestehende Stipendien im Betrage von 60 bis 120 fl. eine Konkurrenz aus. Um die Stipendien können solche vermögenslose Schüler israelitischer Religion konkurrieren, die das 15. Lebensjahr bereits vollendet haben und die entweder schon Schüler der Gewerbeschule sind, oder die ersten vier Klassen einer Bürgerschule, eines Gymnasiums oder einer Realschule absolviert haben, ferner Gewerbegehilfen und alle diejenigen, welche die vorgeschriebene Aufnahmeprüfung bestehen. Die Gesuche um die Stipendien sind bis 30. September bei dem Präsidium des Vereins (Damjanichgasse 48) einzureichen. Der Verein erläßt zugleich die Aufforderung an alle jene Zöglinge, welche mit solchen Stipendien die staatliche Gewerbe-Mittelschule absolviert haben, sie mögen dem Vereine ihre gegenwärtige Beschäftigung und ihren Aufenthaltsort mitteilen.

r. **London,** 5. August. Mr. F. D. Mocatta hat dem Jews College ein kostbares Geschenk gemacht. Er hat aus der Verlassenschaft des verstorbenen Baron Julian Goldsmid das berühmte historische Gemälde von S. A. Hart erstanden, das die Konferenz zwischen Manasseh ben Israel und Cromwell behufs Wiederzulassung der Juden in England zum Gegenstande hat. — Eine der letzten Nummern der „Daily News" bringt einen Leitartikel über das Schwert des Moses (The Sword of Moses), das älteste hebräische Werk über Magie, welches D. M. Gaster, der Rabbiner der portugiesischen Gemeinde in London, entdeckt und übersetzt hat. — Von hier geht der Vorschlag aus, daß einflußreiche Juden aus England, Amerika, Frankreich, Rußland, Italien, Belgien und Holland alljährlich ihre Ferien in Deutschland und der Schweiz verleben und an gelegentlichen Besprechungen über das Projekt der jüdischen Kolonisation und andere unsere Glaubensgenossen berührende Fragen teilnehmen mögen.

— **Petersburg,** 9. August. Der Zar ist bekanntlich seiner Gesinnung nach für Freiheit in Religionssachen. Ganz kürzlich schickte er eine polnische Petition an das Kriegsministerium zurück, nachdem er an den Rand derselben geschrieben hatte: „Es ist wirklich Zeit, daß wir auch in Rußland anfangen, an Gewissensfreiheit zu denken." Die Gefühle des Kaisers in dieser Hinsicht sind in letzter Zeit viel besprochen worden und die Presse in Petersburg und in Moskau hat ihre Spalten mit Artikeln über religiöse Toleranz angefüllt. Die Meinungen gehen selbstverständlich sehr weit auseinander, aber es ist ermutigend, zu sehen, daß sogar die „Moskauer Zeitung", eine der stärksten Vertreterinnen des Russentums, zugiebt, daß Verfolgung „ketzerische" Meinungen nicht ändert und daß man die Ansicht nicht verwerfen könne, daß treue Anhänger fremder Konfessionen besser seien, als Ungläubige, die der orthodoxen Kirche angehören.

* **Derbend,** (am Kaspisee), Ende Juli. Die jüdischen Gemeinden am westlichen Ufer des Kaspisees — das östliche dieses See's ist, da es eine Wüste bildet, noch immer unbewohnt — die teils zu Rußland, teils zu Persien gehören, stehen schon seit Jahrhunderten als Ufernachbarn in einem innigen Verkehr miteinander, und es ist garnichts seltenes, daß jüdische Eltern in einer solchen persischen Hafenstadt ihre Kinder zu einer befreundeten jüdischen Familie in einer solchen russischen Hafenstadt in Kost geben, damit sie dort Russisch erlernen und so auch vice versa. Auch durch zahlreiche Heiraten sind die Juden in diesen Hafenstädten enge mit einander verbunden. Da aber an diesem See das Russische immer mehr an Ausdehnung und Bedeutung gewinnt, so hat jetzt die jüdische Gemeinde in der persischen Hafenstadt Kescht eigens einen russischen Lehrer bestellt, damit er ihre Jugend in der russischen Sprache unterrichte. Sehr erfreulich ist es auch zu sehen, daß die persischen Juden eifrig russische Bücher einkaufen, um sie ihren Kindern zum Lesen und zu ihrer Ausbildung zu übergeben.

St. **New-York,** 20. Juli. Mehrere unserer prominenten israelitischen Damen haben unter dem Namen „Jewish Working Girls Vacation Association" eine Gesellschaft gegründet, welche bezweckt, den armen jüdischen Mädchen von der Ostseite Gelegenheit zu geben, ihre Ferien außerhalb der Stadt zu dem billigen Preise von drei Doll. per Woche zu verleben. Wem auch dieser Betrag noch zu hoch ist, wird billiger resp. ganz frei in die Ferienkolonie aufgenommen. Vorläufig hat die Gesellschaft zwei Gebäude in Blue Point, L. J., welche Unterkunft für hundert Mädchen bieten. Es werden übrigens in diesen Kosthäusern nicht nur Jüdinnen, sondern auch Mädchen jeder anderen Konfession Aufnahme finden.

— **Vakanzen.** Lissewo (Westpr.) zum 15. 9. oder 1. 10. El., der in fremd. Spr. unterr. kann und Schochet ist. Fix. 1000—1200 Mk. und fr. Wohn. Meld. an J. Gerson. — Freienwalde (Pomm.) zum 1. oder 15. 10. Rl. K. Sch. Fix. 700, Nbk. über 600 Mk. Reisek. 15 Mk. Meld. an Marcus Dobrin. — Marköbel. Unverh. Rl. K. Sch. Fix. 600, Nbk. 200 Mk. u. fr. Wohn. Meld. an Rabb. Dr. Koref, Hanau. — Weiden (Bayern) zum 15. 10. unverh. sem. geb. El. Rl. K. Sch. Fix. 1200, Nbk. ca. 250 Mk., fr. Wohn. u. Heiz. — Meudt (Nassau) sof. sem. geb. Rl. K. Sch. Fix. 700, Nbk. 2—300 Mk. Meld. an Heimann Stern.

Brief- und Fragekasten.

Der Verfasser des in der letzten Nummer des Jeschurun rezensierten Werkes תנובת יהודה bittet uns, einen Irrtum des Herrn Rezensenten dahin zu berichtigen, daß die Gratiszusendung dieses Buches nur an Unbemittelte erfolgt, wie es auch auf dem Titelblatte bemerkt ist. — Tit. L.-V., Thorn. Aus dem Jahrg. 95 haben wir kein einz. Ex. mehr vorrätig. — Hrn. J. W., Württ. cfr. die vorst. Antwort. Jüd. Institute in der französ. Schweiz können wir Ihnen nicht nennen. Viell. ein Leser? — Hrn. O. A., Dresden. Die Bestimmung betr. die Dissidentenkinder lautet: „Kinder von solchen Dissidenten, welche keiner Religionsgesellschaft angehören, haben an dem Religionsunterrichte einer anerkannten oder bestätigten Religionsgesellschaft teilzunehmen. Die Wahl der betr. Religionsgesellschaft steht den Erziehungspflichtigen frei und ist von diesen die bezügliche Erklärung hierüber bei Anmeldung des Kindes zur Schule abzugeben". — Frankfurt a. M. Nr. 30 mit dem ersten Art. über Dr. Br. ist völlig vergriffen.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin, Berlin. — Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57. — Druck: Arthur Scholem, Berlin C., Roßstr. 8.